

L. Frank Baum

Hans Teig und der Cherub

(John Dough and the Cherub)

Deutsch von Jörg Karau

I Das Große Elixier

Über der Tür hing ein verwittertes Schild, auf dem „JULES GROGRANDE, BÄCKER“ stand. In einem der Fenster gab es ein weiteres Schild, auf ein Stück Pappe gemalt: „Mit Den Besten Modernen Maschinen Selbstgebackenes Brot“. Und im Fenster neben der Tür hing ein drittes Schild, und dies war auf ein Stück Einwickelpapier geschrieben: „Jeden Tag Frischer Lebkuchen“.

Wenn man die Tür öffnete, schlug ihre Oberkante gegen eine Messingglocke, die von der Decke hing, und ließ sie fröhlich klingeln. Sobald sie es hörte, kam Madame Leontine Grogrande aus ihrem kleinen Zimmer hinten im Laden, stellte sich hinter den Verkaufstisch und fragte, was man gern würde kaufen wollen.

Madame Leontine – oder Madame Tina, wie die Kinder sie nannten – war recht klein und recht fett und hatte ein rundes, freundliches Gesicht, das man gern anschaute. Sie bewegte sich ein bißchen langsam, denn das Rheuma plagte sie mehr oder weniger, aber niemand machte sich etwas daraus, wenn Madame beim Einpacken etwas langsam war. Denn gewiß waren keine Kuchen oder Brötchen in der ganzen Stadt so köstlich oder frisch wie diejenigen, die sie verkaufte, und sie hatte eine Art, den kleinsten Mädchen und Jungen, die in ihren Laden kamen, die größten Kuchen zu geben, was bewies, daß sie Kinder mochte und ein großzügiges Herz hatte.

Die Leute kamen gern in die Grogrande-Bäckerei. Öffnete man die Tür, begrüßte ein erlesener Duft von frisch gebackenem Brot und Kuchen die Nasenlöcher, und falls man beim Eintreten nicht hungrig war, wurde man es ganz bestimmt, wenn man die köstlichen Torten, Doughnuts, Lebkuchen und Brötchen in den Regalen und Vitrinen musterte und roch. Es gab auch Platten mit französischen Süßigkeiten, und weil alles frisch und bekömmlich war, wurde die Bäckerei gut besucht und das Geschäft blühte.

Der Grund, weshalb niemand Monsieur Jules im Laden sah, war der, daß er immer im Backraum hinten beschäftigt war – ein langer, niedriger Raum voller Öfen und Tische, bedeckt mit Töpfen, Schüsseln und Näpfen (die der kunstfertige Bäcker zum Mischen und Rühren benutzte), und langer Regale mit Zucker, Gewürzen, Backpulver und süßriechenden Extrakten, die seine Erzeugnisse so süß und wohlschmeckend machten.

Der Backraum war dreimal so groß wie der Laden, aber Monsieur Jules brauchte den ganzen Platz für die Vorbereitungen der großen Vielfalt von Waren, die seine Kunden verlangten, und er rühmte sich der Tatsache, daß seine Produkte jeden Tag frisch erzeugt wurden. Um Brot und Brötchen zur Frühstückszeit fertig zu haben, war er gezwungen, jeden Morgen um drei Uhr aufzustehen, und deshalb ging er bei Sonnenuntergang zu Bett.

Eines Vormittags öffnete sich die Ladentür so abrupt, daß die kleine Messingglocke ein wütendes Geklingel machte.

Ein Araber stürzte in den Raum, blieb plötzlich stehen, schaute sich verwirrt um, eilte dann wieder fort und schlug die Tür hinter sich zu.

Madame blickte erstaunt drein, sagte aber nichts. Sie erkannte den Araber als einen gewissen Ali Dubh, der in der Nachbarschaft wohnte und gewöhnlich jeden Morgen ein Brot bei ihr kaufte. Vielleicht hatte er sein Geld vergessen, dachte Madame.

Als der Nachmittag zur Hälfte vorüber war, kam er wieder herein, wobei er rannte, als ob ihm Teufel auf den Fersen wären. Er blieb mitten im Raum stehen, schlug sich mit beiden Händen vor die Stirn und sagte in jammerndem Ton:

„Sie sind hinter mir her!“

Im nächsten Moment stürmte er eilends davon und vergaß sogar, die Tür hinter sich zu schließen; deshalb kam Madame hinter dem Ladentisch hervor und machte es selbst. Sie blieb einen Augenblick stehen, um auf die Gestalt Ali Dubhs zu schauen, wie er die Straße hochraste. Dann bog er um die Ecke in eine Gasse ein und verschwand aus dem Blick.

Madame ließ sich nicht leicht aus der Ruhe bringen, aber das seltsame Benehmen des Arabers erweckte in ihr eine gelinde Neugier, und während sie dastand, durch das Glas der Tür schaute und sich fragte, was den Mann erregt hatte, sah sie zwei fremdartige Gestalten an ihrem Laden verstohlen vorbeigleiten und in derselben Richtung weitergehen, die Ali Dubh eingeschlagen hatte.

Es waren gleichfalls Araber, kein Zweifel, denn obwohl sie sich in lange Mäntel gehüllt hatten, verkündeten die Turbane, die sie trugen, und das Funkeln ihrer dunklen, glänzenden Augen, daß sie Kinder der Wüste waren.

Als sie zu der Gasse kamen, in der Ali Dubh verschwunden war, gesellte sich zu den beiden Fremden ein dritter, indem er zu ihnen mit dem verstohlenen, katzenartigen Gang heranschlich, der Madame aufgefallen war, und schien mit ihnen zu konferieren. Anschließend wandte sich einer nach Osten, ein zweiter ging weiter die Straße hinauf, und der dritte stahl sich in die Gasse.

„Ja,“ dachte Madame, „sie sind ganz gewiß hinter Ali Dubh her. Aber wenn sie sich so langsam bewegen, werden sie den armen Burschen sehr wahrscheinlich nicht erwischen.“

Nun wußte Madame sehr wenig von ihrem seltsamen Kunden, denn obwohl er die Bäckerei täglich für ein Brot und ein paar Kuchenstücke aufsuchte, war er immer in düsterer Stimmung und blieb nie für einen Schwatz oder ein bißchen Klatsch. Seine Gewohnheit war, schweigend seine einfachen Einkäufe zu machen und sich dann sachte davonzustehlen.

Deshalb war sein aufgeregtes Benehmen an diesem ereignisreichen Tag wirklich bemerkenswert, und die gute Frau wußte nicht, wie sie es sich erklären sollte.

An diesem Abend saß sie noch spät im Laden, wo eine trübe Öllampe brannte, die mitten im Raum baumelte. Denn Madames Rheuma schmerzte mehr als sonst, und sie scheute sich, zu Bett zu gehen und Monsieur Jules mit ihrem Jammern aufzuwecken. Der Gute schlummerte friedlich oben – sie konnte sogar dort, wo sie saß, sein kräftiges Schnarchen hören –, und es wäre eine Schande gewesen, ihn zu stören, wo er doch so früh aufstehen mußte.

So saß sie in ihrem kleinen Gelaß am Ende des Ladentisches, versuchte, beim Schein einer flackernden Kerze zu stricken, und schaukelte mit ihrem Stuhl monoton vor und zurück.

Plötzlich klingelte die kleine Messingglocke und ein Schwall Luft drang in den Laden ein, wobei er die vermischten Düfte der Backwaren im Raum auf eine höchst wohlriechende Weise verwirbelte und verwuselte. Dann schloß sich die Tür und Madame legte ihr Strickzeug hin und wandte sich um, den Neuankömmling zu begrüßen.

Zu ihrem Erstaunen stellte er sich als Ali Dubh heraus. Seine braunen Wangen waren gerötet und seine funkelnden schwarzen Augen schweiften schnell über den Laden, ehe sie sich voll auf Madames ruhiges Gesicht richteten.

„Gut!“ rief er. „Sie sind allein.“

„Es ist zu spät, um etwas zu kaufen. Ich gehe gleich schlafen,“ sagte Madame.

„Ich habe große Unannehmlichkeiten, und Sie müssen mir helfen,“ entgegnete der Araber hastig. „Schließen Sie die Tür ab und kommen Sie mit mir in Ihr kleines Zimmer, damit uns niemand durchs Schaufenster sehen kann.“

Madame zögerte. Der Wunsch war ungewöhnlich und sie wußte nichts von Arabern. Aber sie überlegte, daß sie mit einem Schrei Monsieur Jules herbeirufen konnte, falls der Mann einen Raubversuch oder anderes Schlimmes unternehmen wollte. Überdies war durch Ali Dubhs merkwürdiges Verhalten während des Tages ihr Interesse geweckt worden.

Während sie die Situation überdachte, schloß der Araber selbst die Tür ab und eilte in das kleine Zimmer, wo sie sich ihm einen Moment später ruhig gesellte.

„Wie kann ich Ihnen helfen?“ fragte sie und nahm ihr Strickzeug wieder auf.

„Hören Sie zu!“ sagte der Araber. „Ich muß Ihnen alles erzählen. Sie müssen die Wahrheit wissen!“ Er steckte die Hand in eine Tasche seines losen Gewandes und zog eine kleine Flasche heraus. Sie war nicht größer als zwei Finger und bestand aus reinem Gold, in das reichlich fremdartige Zeichen eingraviert waren.

„Dies,“ sagte der Araber mit leiser, eindringlicher Stimme, „ist das Große Elixier!“

„Was heißt das?“ fragte Madame und schaute zweifelnd auf das Fläschchen.

„Das Große Elixier? Ah, es ist die Essenz der Vitalität, das Wasser des Lebens – das Großartigste auf der ganzen Welt!“

„Versteh ich nicht,“ sagte Madame.

„Verstehen Sie nicht? Nun, wenn nur ein Tropfen der unbezahlbaren Flüssigkeit, die diese Goldene Flasche enthält, auf Ihre Zunge gelangt, schickt er neues Leben durch Ihre Adern. Er würde Ihnen größere Kraft, Stärke, Vitalität geben als es selbst Jugend tut! Sie können alles machen – Wunder wirken – Mirakel vollbringen – wenn Sie von dieser kostbaren Flüssigkeit nur kosten!“

„Merkwürdig!“ rief Madame und begann, sich verwirrt zu fühlen. Und dann fragte sie: „Wo haben Sie es her?“

„Ah! Das ist eine Geschichte! Das ist es, was Sie wissen müssen,“ antwortete Ali Dubh. „Es ist Jahrhunderte alt, das Große Elixier. Mehr gibt es nicht davon auf der Welt. Der Inhalt dieser Flasche gelangte in den Gewahrsam des Vorfahren meines Stammesoberhauptes – das wir Scheich nennen – und ist als Erbstück, kostbarer denn Diamanten, von Vater zu Sohn weitergereicht worden. Der Scheich meines Stammes, der letzte Besitzer, trug das Fläschchen immer an seiner Brust verborgen bei sich. Aber eines Tages, als er und ich zusammen auf der Jagd waren, trampelte ihn ein wildgewordenes Kamel zu Tode, und mit seinem letzten Atemzug gab er mir das Große Elixier zur Aufbewahrung. Der Scheich hatte keinen Sohn und die Flasche gehört somit wirklich mir. Aber viele andere arabische Scheichs begehrten den Schatz und trachteten danach, ihn zu erringen. Deshalb entfloh ich und wanderte durch die Welt. Ich kam hierher, weil ich dachte, hier wäre ich vor Verfolgung sicher. Aber sie sind mir gefolgt!“

„Den ganzen Weg von Arabien?“ fragte Madame.

„Ja. Heute habe ich sie gesehen. Sie kennen meine Wohnung. Sie haben sich in der Nähe heimlich versteckt, und ich weiß, daß sie planen, mich im Morgengrauen zu töten und das Große Elixier zu ergattern. Aber ich bin ihnen für eine Weile entwischt. Hier bin ich ungesehen hergekommen. Sie müssen mir helfen. Sie müssen das Große Elixier in Ihre Obhut nehmen und für mich sicher aufbewahren.“

„Unfug!“ rief Madame und wurde endlich erregt.

„Sagen Sie das nicht, bitte ich Sie,“ rief hastig der Araber. „Sie sind ehrlich – ich weiß, Sie sind es! Und die werden niemals vermuten, daß Sie die goldene Flasche haben.“

„Vielleicht nicht,“ sagte Madame, „oder vielleicht doch. Meine Aufgabe ist es, den Laden zu führen, und ich lasse mich nicht von einem Haufen äußerst gefährlicher Ausländer umbringen, nur um *Ihnen*, Monsieur Ali Dubh, einen Gefallen zu tun! Bringen Sie Ihr Großes Elixier zu jemand anderem. Ich will es nicht.“

Für einen Moment schien der Araber verzweifelt zu sein. Dann hellte sich sein Gesicht plötzlich auf.

„Sie leiden an Rheumatismus, nicht wahr?“ fragte er.

„Ja, heute abend ist es ziemlich schlimm,“ erwiderte sie.

„Dann werde ich ihn heilen! Ich werde Ihre Schmerzen für immer kurieren, wenn Sie mein kostbares Elixier heimlich aufbewahren, bis ich komme, es an mich zu nehmen.“

Madame zögerte, denn gerade jetzt spürte sie tatsächlich einen besonders heftigen Schmerz.

„Sie glauben, daß Sie mich von den Schmerzen befreien können?“ fragte sie.

„Ich weiß es!“ verkündete der Araber. Er steckte die Hand in eine Tasche und holte ein weiteres Fläschchen heraus – ein Gegenstück zu dem anderen, welches das Große Elixier enthielt; nur war es statt aus Gold aus massivem Silber.

„Diese Flasche,“ sagte Ali Dubh, „enthält ein sicheres Heilmittel für Rheumatismus. Es wird nicht versagen. Es hat nie versagt. Nehmen Sie es und gebrauchen Sie es, um gesund zu werden. Fünf Tropfen in eine Schüssel Wasser sind genug. Baden Sie damit gründlich die Glieder, die wehtun, und jeglicher Schmerz wird für immer verschwinden. Akzeptieren Sie es, gnädige Madame, und bewahren Sie für mich die andere Flasche in einem sicheren Versteck auf, bis meine Feinde fort sind.“

Madame war eine praktische Frau und es schien eine einfache Sache zu sein, das zu tun, was der Araber begehrte. Wenn sie von diesen schrecklichen Schmerzen befreit werden konnte, wäre dies wohl die Mühe wert, ein bißchen Sorge und Verantwortung auf sich zu nehmen, indem sie sich um Ali Dubhs kostbare andere Flasche kümmerte.

„Na schön,“ sagte sie. „Ich bin einverstanden.“

Das Gesicht des Arabers errötete vor Freude.

„Fein,“ rief er, „ich bin gerettet! Hüten Sie gut meine kostbare Flasche – die aus Gold. Zeigen Sie sie niemandem – nicht einmal Ihrem braven Ehemann. Denken Sie daran, daß keine Diamanten und Rubine das Große Elixier – die wunderbare Essenz der Vitalität – kaufen können. Das silberne Fläschchen gebe ich Ihnen gratis. Sein Inhalt wird alle Ihre Leiden kurieren. Und jetzt gute Nacht, und Allah segne Sie!“

Rasch stahl er sich aus dem Zimmer, schloß die Eingangstür auf und verschwand in der Dunkelheit. Und Madame saß da und betrachtete nachdenklich die Fläschchen.

2 Die zwei Fläschchen

Bald fiel ihr ein, daß die Eingangstür noch unverschlossen war. Deshalb trittete sie in den Laden, verriegelte fest die Tür, zog die Vorhänge zu und machte das trübe Licht aus, das über der Theke gebrannt hatte. Dann kehrte Madame in das kleine Zimmer zurück und schaute wieder auf die beiden Flaschen.

Neben ihrem Rheuma hatte die gute Frau noch einen anderen physischen Schwachpunkt: sie war farbenblind. Das heißt, daß sie selten eine Farbe von der anderen unterscheiden konnte und dazu neigte, Blau für Grün und Grün für Gelb zu halten. Dieses Problem mit den Augen haben viele Leute, aber es hatte Madame beim Bedienen ihrer Kunden nie besonders gestört.

Jetzt jedoch, als sie in ihr Zimmer zurückkam und die beiden Flaschen auf dem Tisch anstarrte, hatte sie keine Ahnung, welche aus Gold und welche aus Silber war, denn der Fehler ihrer Augen hinderte sie daran, sie anhand ihrer Farben zu unterscheiden.

„Wollen mal sehen,“ murmelte sie, „das muß das Fläschchen sein, das der Araber zuerst aus der Tasche geholt hat. Nein – ich glaube, *das* war es.“ Aber je länger sie zögerte, desto unsicherer wurde sie, und schließlich gestand sie sich ehrlich ein, daß sie nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür hatte, welche Flasche die Essenz der Vitalität und welche das Heilmittel für Rheuma enthielt.

Und die Schmerzen waren jetzt so schlimm, daß sie sie unbedingt ohne die geringste Verzögerung heilen wollte.

Die Gravuren auf den beiden Flaschen waren nahezu identisch, und wenn sich einige dieser seltsamen Zeichen wirklich unterschieden, erkannte Madame es nicht. Auch in Größe und Form waren die Flaschen genau gleich. Madame befand sich wahrlich in einer schönen Verlegenheit, und es schien keinen sicheren Ausweg aus ihr zu geben.

Sie hatte sich fast entschieden, beide Flaschen zu verstecken, bis der Araber zurückkam, als mehrere scharfe Stiche sie befielen und sie ganz ernsthaft Erleichterung ersehnen ließen. Wenn sie jetzt ins Bett ging, würde sie gewiß die ganze Nacht leiden, und in einem der Fläschchen steckte ein sicheres Heilmittel.

„Ich rate eben und nehme das Risiko auf mich!“ verkündete Madame fest. Und dann wählte sie willkürlich, versteckte das silberne Fläschchen hinter dem Spiegel und steckte das goldene in die Tasche. Anschließend nahm sie die Lampe und ging so leise wie möglich durch den kurzen Flur, der zu Monsieur Jules' Backstube führte.

Der große Raum war still und dunkel und die schwache Lampe erhellte nur einen kleinen Bereich. Aber Madame kümmerte das nicht. Diese Schmerzen waren immer schwerer zu ertragen, und sie hatte sogar aufgehört, sich zu sorgen, ob sie die richtige Flasche gewählt hatte oder nicht.

Sie nahm eine braune Schüssel aus dem Regal, füllte sie mit Wasser nahezu voll und stellte sie auf eine Ecke des langen, weißen Mischtsches neben die Lampe. Als nächstes holte sie die goldene Flasche aus der Tasche.

„Wieviel, hat der Araber gesagt, soll in das Wasser?“ fragte sie sich und hielt ratlos inne. „Das habe ich doch tatsächlich vergessen! Aber er sagte, es würde mich bestimmt heilen, also kann ich genauso gut den ganzen Inhalt nehmen. Denn wenn ich geheilt bin, brauche ich nichts mehr davon.“

Indem sie so argumentierte, entfernte Madame den Stopfen und goß jeden Tropfen dieses kostbaren Elixiers, das Ali Dubh höher als das Leben selbst geschätzt hatte und das zu besitzen seine wilden Landsleute den ganzen Weg von Arabien nach Amerika gekommen waren, in die Schüssel. Von Generation zu Generation war die unbezahlbare Flüssigkeit mit eifersüchtiger Sorgfalt bewahrt worden, und jetzt rieb sie die Frau des Bäckers im Bestreben, die Rheumaschmerzen zu heilen, auf ihre Glieder!

Immerhin verbrauchte sie sehr wenig vom Inhalt der Schüssel. Der Kontakt des Elixiers mit ihrer Haut sandte, obwohl es mit soviel Wasser verdünnt war, ein Feuer des Hochgefühls durch ihren wohlbeleibten Körper.

Die Schmerzen hatten plötzlich nachgelassen, und Madame begann sich so leicht und luftig wie eine Elfe zu fühlen.

Ihr kam es vor, als würde sie tanzen wollen, rennen, schreien, ganz wild tollern, wie sie es als Mädchen getan hatte. Aber bald kehrte ihr gescheiter Hausverstand zurück und sie sagte sich, daß dies nur die Wirkung der wundervollen Medizin war und daß ins Bett zu gehen und fest zu schlafen, solange sie es konnte, das klügste wäre

Immer noch ein bißchen verblüfft nahm die gute Frau die Lampe auf, und indem sie die Schüssel mit dem Elixier auf dem Tisch stehen ließ, stieg sie die Treppe mit leichteren Schritten hinauf, als sie es seit Jahren gewohnt war.

Fünf Minuten später lag sie im Bett und schnarchte so laut wie Monsieur Jules.

3 Der Lebkuchenmann

Der Bäcker wurde um drei Uhr wach und kam bald darauf gähmend die Treppe herunter, wobei er sich auf gewohnte Weise die Augen rieb. Denn es ist wirklich hart, mitten in der Nacht aufzustehen und arbeiten zu gehen, und Monsieur Jules bedauerte manchmal, daß er ein so tüchtiger Bäcker war, denn jeder andere Beruf hätte ihm erlaubt, bis zum Tagesanbruch zu schlafen. Aber Brot, Brötchen und Lebkuchen mußten zur Frühstückszeit frisch und warm sein oder die Leute wären arg enttäuscht gewesen, und die einzige Möglichkeit, mit den Backwaren fertigzuwerden, war, mit der Arbeit um drei Uhr zu beginnen.

Zuerst zündete er die großen Hängelampen an, die den Raum taghell erleuchteten, und dann machte er Feuer in den großen Öfen. Bald bullerte es dort tüchtig, und sobald Monsieur Jules das Getöse hörte, begann er zu pfeifen. Es war seine Gewohnheit und bewahrte ihn davor, sich bei der Arbeit einsam zu fühlen.

Als nächstes knetete er den Brotteig, formte ihn zu Laiben und legte diese in langen Reihen auf die Bleche – fertig für den Ofen. Dann wurde der Brötchenteig gemischt und geknetet, und die Brötchen brauchten mehr Zeit als das Brot, denn sie waren klein und recht niedlich geformt. Aber schließlich war die wichtige Arbeit vollendet, und während die Stücke aufgingen und die Öfen heiß wurden, rührte Monsieur seinen Lebkuchen- und Gebäckteig.

Irgendwie machte die Arbeit an diesem Morgen besonders schnelle Fortschritte, und nach einer Weile fand der Bäcker, daß er eine gute Stunde Zeit übrig hatte, bis die Öfen bereit waren.

Da kam ihm plötzlich eine Idee.

„Heute ist ja der Vierte Juli,“ dachte er, „und das ist ein Nationalfeiertag. Ich denke, ich mache einen schönen Lebkuchenmann, wie ich sie in Paris gemacht habe, und stelle ihn ins Schaufenster, um Aufmerksamkeit zu erregen. Diese Amerikaner lieben Unternehmungsgeist und sie haben noch nie einen Lebkuchenmann gesehen, denn ich habe keinen gemacht, seit ich ins Land gekommen bin.“

Für Monsieur Jules war Denken gleich Handeln, und kaum hatte er diese Worte gedacht, als er schon begann, sein Material für einen großen Klumpen Lebkuchenteig zusammenzustellen. Denn er beschloß, daß der Mann, den er dabei war anzufertigen, groß und schön genug sein sollte, um das Staunen aller Betrachter hervorzurufen.

Er begann damit, daß er eine große Schüssel mit Mehl füllte, und dann rührte er in das Mehl etwas Butter und Schweinefett. „Das macht ihn mürbe,“ sagte Monsieur, „obwohl der Mann ein Festgebäck sein soll.“ Dann fügte er etwas Sirup hinzu. „Er wird ein süßer Junge sein,“ dachte der Bäcker und lächelte über seine eigenen Scherze. Anschließend schüttete er den Ingwer und mehrere wohlriechende Gewürze hinein und begann, den Teig zu einer einzigen großen Masse zu rühren.

„Er ist zu steif,“ dachte der Bäcker ein paar Augenblicke später. „Mein Mann darf nicht steif sein, denn das würde ihn unliebenswürdig machen.“ Er lachte über den skurrilen Einfall, und als er sich umschaute, sah er die braune Schüssel, die Madame auf der Tischecke hatte stehenlassen. Sie war nahezu voll mit der kostbaren Flüssigkeit, und Monsieur Jules, die Gedanken auf sein Werk gerichtet, fragte sich gar nicht, wie sie

dorthin gekommen war. Vielleicht dachte er, er selbst habe sie unbewußt mit Wasser gefüllt. Jedenfalls kippte er die ganze Essenz der Vitalität – das Große Elixier, das niemals mehr auf der ganzen Welt hergestellt werden konnte – in die Teigmasse, die er für seinen Lebkuchenmann zubereitete!

Monsieur stellte nur fest, daß der Teig jetzt die richtige Konsistenz hatte und sich leicht verrührte.

Fröhlich pfeifend breitete er bald den riesigen Klumpen Teig auf dem großen Tisch aus und begann, ihn auszurollen und in die Form zu bringen, die er sich wünschte.

Ah, war doch Monsieur Jules Grogrande ein wahrer Künstler, obschon nur ein Bäcker! Unter seinen geschickten Händen nahm der Lebkuchenmann langsam aber sicher Gestalt an, und die Gestalt war genau so groß wie die eines gutgewachsenen vierzehnjährigen Jungen. Aber es war keineswegs ein Knabe, den Monsieur mit solcher Sorgfalt formte, es war vielmehr die Gestalt eines typischen französischen Kavaliers, wie man ihr selten woanders begegnete als auf den Boulevards in Paris. Es war interessant, die Gestalt entstehen zu sehen, interessant natürlich für Monsieur Jules, weil niemand sonst in der Backstube war, der es sah.

Der Mann wurde jetzt scheinbar exzellent gekleidet. Monsieur machte ihm einen Kragen und eine Hemdbrust aus weißem Brotteig, was in Kontrast zum braunen Lebkuchenteig seines Anzugs sehr schön aussah. Dann formte er aus einem sorgfältig gekneteten Klumpen Teig die Krawatte des Mannes, wobei er eine wahrhaftig sehr kunstvolle Schleife bildete. Als nächstes wurde eine Weste mit modischem Schnitt hinzugefügt. Die Knöpfe auf dem Gehrock des Mannes waren weiße Bonbons, und um Schuhe darzustellen mischte der Bäcker seinen Teig mit Lakritze, bis die Schuhe so schwarz und glänzend waren, als seien sie frisch geputzt.

Wärt ihr dagebewesen, hättet ihr furchtbar gern zugesehen, mit welcher feiner Geschicklichkeit der tüchtige Bäcker die Hände und Finger des Mannes ausschnitt, wobei er ein kleines, aber scharfes Messer benutzte, und jeden Teigfinger in die richtige Form klopfte und rundete. Er schnitt sogar aus einem Blatt durchsichtigen Zelluloids die Fingernägel aus und paßte sie sorgfältig in den Teig am Ende der Finger. Wer außer Monsieur Jules hätte jemals an so etwas gedacht?

Aber schließlich war es das Gesicht, an dem der Bäcker sein größtes Können zeigte. Wie ein Bildhauer sein Modell aus Lehm formt, so preßte und drückte und modellierte Monsieur seinen schmiegsamen Teig, bis jeder Gesichtszug des Lebkuchenmannes wunderbar lebensecht wurde. Natürlich war das Gesicht aus dem weißen Teig gemacht, mit etwas Rosa hineingemischt, um es richtiger Fleischfarbe ähneln zu lassen. Aber das wellige Haar, welches das Gesicht umgab, war aus Lebkuchenteig, denn seine braune Farbe würde, nachdem er gebacken war, ganz natürlich und lebensecht aussehen.

Unter den Dingen, die die Grograndes aus Paris mitgebracht hatten, befand sich ein Paar ausgezeichneter Glasaugen, und Monsieur Jules kramte in einer Schublade, bis er sie fand, und dann drückte er sie in das Teiggesicht. Und jetzt schien es tatsächlich so, daß der Lebkuchenmann auf einen schaute, und die Augen verliehen seinem Gesicht einen sanften und freundlichen Ausdruck

„Etwas fehlt jedoch,“ murmelte der Bäcker und besah kritisch sein Werk. „Ah, ich weiß – die Zähne!“

Zähne für einen Lebkuchenmann! Aber nichts war einfacher darzustellen, als ihr Fehlen bemerkt war. Unser Bäcker drückte zwischen die Lippen des Mannes zwei Reihen kleiner weißer Kandisstücke, und es war wunderbar, das sympathische Lächeln zu sehen, das jetzt dem Gesicht seinen Charme verlieh.

Der Bäcker seufzte, zufrieden mit dem Resultat seiner Arbeit, und befand seinen Lebkuchenmann endlich bereit für den Ofen.

„Und er ist mein Meisterstück!“ rief Monsieur Jules stolz. „Niemals, selbst in Paris, habe ich einen so perfekten Mann aus Teig gesehen. Er ist wohl würdig, einen Namen zu haben, und ich will ihn Hans Teig nennen, was wahrhaftig passend ist!“

Aber die großen Öfen glühten jetzt hell, deshalb füllte Monsieur sie mit Broten und Brötchen und beobachtete sie aufmerksam, bis die großen und kleinen Laibe gerade richtig gebacken waren. Als nächstes kamen die Kuchen und Kekse an die Reihe, und als die Dämmerung anbrach, war der Laden voll mit Haufen der warmen, frischduftenden Laibe und Semmeln sowie Platten mit köstlichen Kuchen und Rosinenbrötchen, heiß aus den Öfen.

Dann kam der Bäcker zu seinem Lebkuchenmann zurück, den er erst vorsichtig auf ein großes eisernes Blech legte und dann in die offene Tür eines perfekt geheizten Ofens schob.

Monsieur überwachte den Ofen mit großer Unruhe. Der Teig war ordentlich gerührt, die handwerkliche Ausführung war ganz ausgezeichnet. Würde sich das Backen als so perfekt herausstellen wie der Rest? Viel guter Teig konnte beim Backen verdorben werden. Niemand wußte das besser als Jules Grogrande.

Deshalb kümmerte er sich mit nervöser Sorgfalt um den Ofen, und endlich, in genau dem richtigen Moment, riß er die Ofentür auf und zog das Eisenblech heraus, auf dem der große und großartige Lebkuchenmann ruhte.

Er war zur Vollkommenheit gebacken!

Von Stolz und Genugtuung erfüllt, beugte sich Monsieur bewundernd über seine bedeutende Schöpfung, und als er dies tat, bewegte sich der Lebkuchenmann, krümmte den Rücken, setzte sich auf und schaute sich mit seinen Glasaugen um, während ihm ein verwunderter Ausdruck über das Gesicht kroch.

„Du meine Güte!“ sagte er, „ist es in diesem Raum aber warm und stickig!“

Das Große Elixier hatte seinen Zweck erfüllt. Die wunderbare Essenz der Vitalität, über Jahrhunderte hochgeschätzt und ängstlich gehütet, hatte ihre phantastischen Kräfte der Energie, Stärke und des Lebens einem Lebkuchenmann verliehen! Und alles durch die Dummheit einer Bäckersfrau, die farbenblind war und eine goldene Flasche nicht von einer silbernen unterscheiden konnte!

Monsieur Jules, der nichts von den Fläschchen des Arabers oder vom Großen Elixier wußte, glotzte wild in die Glasaugen des Lebkuchenmannes. Er war sich zuerst sicher, daß ihm seine Augen und auch die Ohren einen Streich gespielt hatten.

„Hans Teig – Hans Teig!“ rief er, „hast du gesprochen? Barmherziger Himmel! Hast du gesprochen, Hans Teig?“

„Habe ich,“ sagte der Lebkuchenmann und mühte sich, von dem Blech aufzustehen, „und ich behaupte, daß es in diesem Raum warm und stickig *ist*.“

Monsieur Jules stieß einen Schreckenschrei aus. Dann drehte er sich um und floh.

Einen Moment später taumelte er in den Laden, stieß die Hände über den Kopf und sackte zu Boden – von einem Ohnmachtsanfall überwältigt.

Madame, die gerade heruntergekommen war und den Laden geöffnet hatte, starrte auf das entsetzte Verhalten ihres Mannes mit einem Erstaunen, das sie daran hinderte, auch nur einen Finger zu rühren oder einen Ton von sich zu geben.

Was in aller Welt konnte Jules zugestoßen sein?

Dann bekam sie den größten Schock ihres Lebens.

Aus der Tür der Backstube kam ein Lebkuchenmann, so frisch aus dem Ofen, daß der Geruch heißen Pfefferkuchens ihn wie eine Wolke umgab. Er sah weder nach rechts noch nach links, sondern langte Monsieurs seidenen Zylinderhut vom Haken und setzte ihn nachlässig auf seinen Kopf. Als nächstes nahm er einen Spazierstock aus Kandis von der Auslage im Fenster, stieg über den ausgestreckten Körper des Bäckers und verließ so den Laden, wobei er die Tür hinter sich zumachte.

Madame sah ihn an den Fenstern vorbeigehen; er schritt flott einher und schwenkte den Stock in der linken Hand.

Dann ahmte die gute Frau das Beispiel ihres Mannes nach. Sie stieß einen schrillen Schrei aus, warf die Hände hoch und fiel bewußtlos um.

4 Hans Teigs Abenteuer beginnen

Als nun Hans Teig Madame Grograndes Laden verließ und die Straße entlangwanderte, roch er noch nach den köstlichen Duft frischen Pfefferkuchens. Tatsächlich war er noch so heiß von dem Ofen, daß ich sicher bin, man hätte ihn höchstens eine Sekunde anfassen können. Das Große Elixier hatte ihn lebendig gemacht und ihm eine gewisse Stellung in der Welt gegeben, aber während der ersten halben Stunde seiner Existenz war Hans Teig sehr hitzköpfig. Auch mit den Füßen war er hitzig, denn er entdeckte, daß durch schnelles Laufen der Kontakt mit der kühlen Morgenluft die Hitze aus seinem Körper zog und ihn sich viel behaglicher fühlen ließ.

Eine Eigenschaft, die das Große Elixier verlieh, war Wissen, und während Hans Teig spürte, daß er unbegrenztes Wissen besaß (da er eine Überdosis des Elixiers erhalten hatte), konnte er es nicht besonders gut auf seine Umgebung anwenden, weil ihm Erfahrung mit der Welt fehlte, die allein Wissen von Wert für die Menschheit nutzbar macht. Hans Teig konnte alle Sprachen sprechen – moderne wie klassische. Er hatte einen logischen und scharfen Verstand – was man bekanntlich einen „klaren Kopf“ nennt, und dies war mit praktischer Vernunft, gutem Urteilsvermögen und einer verwickelten Masse von Weisheit gepaart, die in ihn auf willkürliche Weise hineingeschüttet worden waren. Aber diese seltenen Eigenschaften waren für unseren Mann noch nicht von Nutzen, weil er keine Erfahrungen gesammelt hatte. Es war, als ob man einem Gelehrten Werkzeuge in die Hand gab und ihn aufforderte, eine Uhr zu bauen. Hans Teig mochte mit der Zeit Wunder vollbringen, falls er nicht altbacken wurde und zerbröselte, aber jetzt war er das frischeste Individuum, das jemals aus einer Backstube gekommen war.

Es war noch früher Morgen und die meisten Leute waren im Bett. Ein herumstreunender Hund roch den Lebkuchen und kam mit der Absicht herangetrabt, ein Stück abzubeißen, aber Hans Teig hob seinen Kandisstock und gab dem Hund eins auf die Nase, was das Tier mit eingezogenem Schwanz in eine andere Richtung schickte. Dann ging der Lebkuchenmann fröhlich pfeifend weiter. Er kannte keinerlei Melodien, aber pfeifen konnte er, und so gelang ihm eine erratische Mixtur von Noten, die Herrn Wagner sehr stolz gemacht hätte.

Sein Leib (man könnte auch sagen: Laib) kühlte jetzt schön ab. Er wurde hart und knusprig und fühlte sich viel substantieller als zuvor. Der Bäcker hatte ihn leicht gemacht und das Elixier stark und vital. Eine große Zukunft lag vor Hans Teig, falls ihm kein Unglück zustieß.

Da sagte jemand „Hallo!“ Hans hielt abrupt an, denn vor ihm stand ein Junge mit strahlenden Augen, der ein Stück brennen Zunder in der einen Hand und ein Bündel Feuerwerksböller in der anderen hielt. Es war Ned Robbins, der seit Tagesanbruch auf den Beinen war und den Glorreichen Vierten feierte.

„Hast du mich zuerst erschreckt,“ sagte der Junge mit einem erstaunten Ausdruck, den er durch Lachen zu überdecken versuchte.

„Ich bitte wirklich um Verzeihung,“ erwiderte Hans Teig höflich.

„Auf'm Maskenball gewesen?“ fragte Ned und starrte fest auf den Lebkuchenmann.

„Keineswegs,“ entgegnete dieser. „Ich bin nicht verkleidet, versichere ich dir. So, wie du mich siehst, bin ich.“

„Hör auf!“ rief Ned. Aber er konnte den Pfefferkuchen riechen und begann, sich zu fürchten. Deshalb hielt er den Zunder an die Zündschnur seines größten Krachers, ließ ihn auf die Erde vor die Füße Hans Teigs fallen, drehte sich um und flitzte eine Gasse entlang, so schnell er konnte.

Der Lebkuchenmann stand still und schaute Ned hinterher, bis der Böller plötzlich mit einem Knall explodierte, der Hans' Kandiszähne zum Klappern brachte. Sein ganzer Körper wurde durchgerüttelt und er fiel von dem Schock der Überraschung beinahe rückwärts um. Dann rannte auch er los. Es war keine Furcht, sondern vielmehr die Unwissenheit, was als nächstes passieren könnte, die ihn sofort fliehen ließ, aber er rannte mit einer Geschwindigkeit, die einfach wundervoll war, wenn man bedenkt, daß seine Glieder aus Lebkuchen waren. Wirklich, dieses arabische Elixier war eine fabelhafte Sache!

Bums! Er war glatt in eine Gruppe anderer Jungen hineingerannt und hatte zwei umgeworfen, bevor sie ihm aus dem Weg gehen konnten. Sein seidener Hut war ihm über die Augen gepreßt worden und der Kandisstock stieß gegen das Rad einer Spielzeugkanone, wobei gut fünf Zentimeter von seinem Ende abbrachen.

Als er seinen Hut vom Kopf zog, hörte er einen Ruf und sah, wie alle Jungen zu dem abgebrochenen Kandisstockende krabbelten. Einer von ihnen grabschte es und rannte weg und die anderen folgten in wilder Jagd und waren bald außer Sicht.

Hans Teig sah ihnen verwundert hinterher. Dann richtete er sich auf, zog seine schöne Weste glatt, seufzte, als er einen leichten Riß in seiner Hemdbrust entdeckte, und ging wieder langsam die Straße entlang. Seine erste Lebenserfahrung war nicht gerade angenehm.

„Ach du meine Güte!“ sagte eine Stimme.

Er blieb stehen und sah eine Frau, die über einem Tor neben ihm lehnte und ihn mit einer Mischung aus Überraschung und Schrecken anglotzte. Sie hielt einen Besen in der Hand, denn sie hatte den Weg gefegt. Hans lüftete höflich den Hut.

„Guten Tag, Madam,“ sagte er.

„Der ist ja wirklich lebendig!“ sagte die Frau und rang nach Atem.

„Ist eine lebendige Person so sehr ungewöhnlich?“ fragte Hans neugierig.

„Klar, wenn sie aus Kuchen ist!“ antwortete die Frau und starrte immer noch, als ob sie ihren Augen nicht trauen könne.

„Verzeihung, aber ich bin nicht aus gewöhnlichem Kuchen, sondern aus Lebkuchen,“ erwiderte er recht würdevoll.

„Das läuft auf dasselbe hinaus,“ versetzte sie. „Du hast überhaupt kein Recht, lebendig zu sein. Dafür gibt es keine Entschuldigung.“

„Aber was kann ich dafür?“ fragte er, von dieser Bemerkung ein bißchen verblüfft.

„Oh, ich nehme nicht an, daß es deine Schuld ist. Aber es ist eben nicht recht. Wer hat dich gemacht?“

„Jules Grogrande, der Bäcker,“ sagte er, denn er hatte den Namen über der Tür gelesen.

„Ich habe schon immer gewußt, daß mit diesen Franzmännern etwas nicht stimmt,“ verkündete sie. „Bist du durch?“

Bevor er antworten konnte, hatte sie einen langen Strohhalm aus dem Besen gezogen und stach ihn mehrere Zentimeter in seine Seite.

„Machen Sie das nicht!“ rief er entrüstet, als sie das Besenteil wieder herauszog.

„Ich habe dich bloß probiert,“ bemerkte sie. „Du bist gerade richtig durchgebacken und solltest gut zu essen sein, solange du frisch bist.“

Hans starrte sie entsetzt an.

„Gut zu essen!“ rief er. „Frau, wollen Sie mich ermorden?“

„Ich würde nicht sagen, daß es direkt Mord ist,“ erwiderte sie und sah ihn hungrig an.

„Leben zu vernichten ist Mord,“ sagte er streng.

„Aber Pfefferkuchen vernichten ist keiner,“ versetzte sie. „Und ich kann nicht sehen, daß es Kannibalismus ist, einen Menschen zu essen, wenn er zufällig aus Kuchen besteht und noch dazu frisch gebacken ist. Und diese Glasur sieht gut aus. Komm herein, während ich ein Messer hole.“

Sie öffnete das Tor und versuchte, Hans Teig am Arm zu packen. Aber er sprang jäh zurück und sauste dann die Straße in wildem Tempo hinunter, wobei er in seiner hastigen Flucht weder nach rechts noch nach links schaute.

Zum Glück befand er sich nicht im Zentrum der Stadt, sondern in einem Außenbezirk, und es gab nur wenige und verstreute Häuser.

Nach einer Weile sah er eine verlassene Scheune am Straßenrand. Die Tür stand halb offen und hing an den Scharnieren durch, so daß sie nicht geschlossen werden konnte.

Hans stürzte in die Scheune und versteckte sich hinter etwas Heu auf der Rückseite. Er war völlig verängstigt und dachte, er müsse es vermeiden, sich unter die Stadtleute zu mischen, wenn er sofortiger Vernichtung entgehen wollte.

Ein Messer! Ein Messer! Das Wort tönte weiter in seinen Ohren und erfüllte ihn mit Entsetzen. Ein Messer konnte ihn leicht in Stücke schneiden. Er stellte sich vor, wie er aufgeschnitten war und auf einem Teller lag, bereit zum Essen für hungrige Leute, und das Bild ließ ihn laut aufstöhnen.

Den ganzen Tag blieb er hinter dem Heu sicher versteckt. Gegen Abend beschloß er, die Bäckerei wieder aufzusuchen. Es war schwierig, denn er war durch viele Straßen und Gassen gelaufen, ohne zu bemerken, wo er ging, und jede Minute wurde es dunkler. Aber schließlich, als er gerade verzweifeln wollte, sah er ein schwaches Licht in einem Fenster und las über der Tür das Schild „Jules Grogrande, Bäcker“.

Er öffnete die Tür so sacht, daß die kleine Glocke kaum anschlug. Aber niemand hätte sie gehört, wenn sie laut geklingelt hätte, denn es gab ein verworrenes Gemurmel gereizter Stimmen, das aus dem kleinen Raum kam, in dem gewöhnlich Madame saß.

Hans Teig sprang hinter den Ladentisch, von wo er in den Raum blicken konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Um den kleinen Tisch standen der Araber, Monsieur Jules und Madame, und alle starrten sich gegenseitig wütend an.

„Aber das Fläschchen!“ rief Ali Dubh. „Wo ist mein kostbares Fläschchen?“

„Es ist hier,“ sagte Madame, langte hinter den Spiegel und zog etwas hervor, das im Lampenschein glitzerte.

„Aber das ist das silberne Fläschchen – das Heilmittel für Rheumatismus,“ rief der Araber. „Wo ist mein goldenes Fläschchen – mit dem unbezahlbaren Elixier des Lebens?“

„Ich muß mich geirrt haben,“ sagte Madame aufrichtig, „denn meine Augen sind so komisch, daß ich Gold und Silber nicht unterscheiden kann. Jedenfalls habe ich den Inhalt des anderen Fläschchens in eine Schüssel gegossen und damit meine Glieder eingerieben.“

Der Araber stieß einen verzweifelten Schrei in seiner Muttersprache aus und starrte dann wild auf die Frau.

„War es die braune Schüssel, Leontine?“ fragte Monsieur Jules und zitterte vor Aufregung.

„Ja,“ antwortete sie.

„Wo ist sie? Wo ist sie?“ fragte der Araber mit heiserer Stimme. „Die kostbare Flüssigkeit kann vielleicht noch gerettet werden.“

„Zu spät, Monsieur,“ sagte der Bäcker und schüttelte betrübt den Kopf. „Ich habe den Inhalt der Schüssel verbraucht, um den Teig für meinen Lebkuchenmann zu verrühren.“

„Ein Lebkuchenmann! Was meinen Sie damit?“ fragte Ali Dubh.

„Ich habe heute morgen einen Mann aus Lebkuchen gebacken,“ sagte Monsieur Jules, „und zu meinem Entsetzen wurde er lebendig und sprach zu mir und ging aus dem Laden, während er noch vor Hitze dampfte.“

„Das ist kein Wunder,“ sagte der Araber trübsinnig, „denn in ihm war genug von dem Großen Elixier, um ein Dutzend Männer lebendig zu machen und ihnen Kraft und Energie für viele Jahre zu geben. Ah, Monsieur und Madame, bedenken Sie, was Ihre Dummheit die Welt gekostet hat!“

„Ich verstehe nicht,“ sagte Madame bestimmt, „was die Welt jemals von dem Großen Elixier gehabt hat, das Sie und Ihre selbstsüchtigen Landsleute seit Jahrhunderten in einer goldenen Flasche verkorkt haben.“

„Bismillah!“ rief der Araber und schlug sich mit der Faust vor die Stirn. „Können Sie nicht verstehen, Sie dumme Gans, daß es mir gehörte – *mir!* – dieses Wundervolle Wasser des Lebens? Ich hatte geplant, es selbst zu verwenden – Tropfen für Tropfen, – damit ich ewig lebe.“

„Tut mir leid,“ sagte Monsieur, „aber es ist Ihre eigene Schuld. Sie haben meine Frau genötigt, sich der Flasche anzunehmen, und Sie wollten nicht, daß sie mir davon erzählt. Also habe ich, durch Ihre eigene Dummheit, es für den Lebkuchenmann verwendet.“

„Ah!“ sagte Ali Dubh, einen gierigen Glanz in den Augen, „wo ist denn ebendieser Lebkuchenmann? Wenn ich ihn finden und essen kann, jeweils ein Stückchen, werde ich schließlich doch den Nutzen von dem Großen Elixier haben! Es wäre vielleicht nicht so wirkungsvoll wie in seinem ursprünglichen Zustand, aber es würde mir ermöglichen, viele, viele Jahre zu leben!“

Hans Teig hörte diese Worte mit entsetztem Schauer. Auch fing er jetzt an zu verstehen, wie er durch Zufall lebendig wurde.

„Ich weiß nicht, wo der Lebkuchenmann ist,“ sagte Monsieur. „Er ist aus meinem Laden gegangen, als er noch ganz heiß war.“

„Aber er kann gefunden werden,“ sagte der Araber. „Es ist für einen Lebkuchenmann, der lebendig ist, unmöglich, unbemerkt zu entkommen. Los, suchen wir ihn sofort! Ich muß ihn finden und essen.“

In seiner Verzweiflung zerrte er geradezu Monsieur und Madame aus dem Zimmer, und Hans Teig duckte sich hinter den Ladentisch außer Sicht, bis er sie durch die Tür gehen und ihre Schritte auf der Straße verklingen hörte.

Das Gespräch, das er mitgehört hatte, machte den Lebkuchenmann wirklich ganz traurig. Die Bäckerei war nach allem kein sicheres Zuhause für ihn. Offensichtlich war es die Absicht des Arabers, ihn zu finden und darauf zu bestehen, ihn zu essen, und Hans Teig wollte absolut nicht verspeist werden.

Deshalb durften ihn seine Feinde nicht finden. Es war nicht ungefährlicher, ihnen zu begegnen, als der schrecklichen Frau, die ihn in Scheiben schneiden wollte, und er lernte allmählich, daß alle Menschen gefährliche Feinde für ihn waren, obwohl er selbst die Gestalt eines Menschen hatte.

Er verließ die Bäckerei und stahl sich wieder auf die Straße; jetzt ging er in die entgegengesetzte Richtung zu der, die der Araber und die Grograndes eingeschlagen hatten.

Als er dahineilte, begegneten ihm auf der Straße nur wenige Leute, und sie schenkten dem Lebkuchenmann wenig Aufmerksamkeit; deshalb besserte sich nach und nach seine Stimmung und das Vertrauen in seine Zukunft kam zurück.

Nach einer Weile hörte er ein seltsames Knallen und Zischen, das aus der Richtung des Platzes im Zentrum der Stadt kam, und dann sah er rote und grüne Lichter die Häuser beleuchten und feurige Kometen in den Himmel steigen, die in Dutzende schönfarbiger Sterne zerbarsten.

Die Leute machten ihr Viertel-Juli-Feuerwerk, und Hans Teig wurde neugierig und wollte die Vorstellung aus der Nähe sehen. Deshalb vergaß er seine Furcht und rannte durch die Straßen, bis er zu einer großen Ansammlung von Leuten kam, die zu sehr damit beschäftigt waren, dem Feuerwerk zuzuschauen, als daß sie einen Lebkuchenmann bemerkten, der neben ihnen stand.

Hans Teig drängelte sich durch, bis er genau in der ersten Reihe stand, gerade hinter den Männern, die die Raketen abfeuerten.

Eine Weile sah er dem Emporschießen der farbigen Feuer mit viel Vergnügen zu und erfreute sich an dem Stottern eines großen Rades, das es verweigerte, sich zu drehen, und nur schwache und lustlose Spritzer grüner und roter Funken von sich gab, wie es die Art solcher Räder ist.

Jetzt aber sollte das Ereignis des Abends stattfinden. Zwei Männer brachten eine enorme Rakete herbei, die volle fünf Meter hoch und mit einer gewaltigen Menge Pulver gefüllt war. Sie lehnten sie gegen einen hölzernen Trog, der aufrecht stand, aber die Rakete war zu lang, um stillzustehen, und schwankte bedenklich von einer Seite zur anderen.

„Heda! Haltet mal diesen Stock!“ rief einer der Männer, und Hans Teig trat vor und ergriff fest den Stock der großen Rakete, ohne zu wissen, daß es gefährlich war.

Dann rannte der Mann fort, um ein Stück Seil zu holen, mit dem er die Rakete festbinden wollte, aber der andere, der aufgeregter war und glaubte, die Rakete sei zum Abfeuern bereit, löste den Zünder aus, ohne zu bemerken, daß Hans Teig sich fest an den Stock klammerte.

Es erfolgte ein plötzliches Kreischen, ein Feuerstoß, und dann – zuerst langsam, aber mit stetig wachsender Geschwindigkeit – stieg die riesige Rakete in den Himmel und trug mit sich die Gestalt des Lebkuchennes!

5 Chick der Cherub

Die Rakete stieß weiter feurige Funken brennenden Pulvers aus, als sie immer höher in das schwarze Himmelsgewölbe tauchte, aber nur wenig davon kam mit Hans Teig in Kontakt, der sich auf der äußeren Seite an den Stock klammerte und deshalb ernsthaftem Schaden entging. Und die Rakete machte eine Kurve und rauschte meilenweit über Land und Meer, vorangetrieben von der schrecklichen Kraft des Pulvers, das sie enthielt. Hans rechnete fest damit, daß sie bald explodierte und ihn inmitten einer Wolke bunter Sterne in Stücke riß. Aber die riesige Rakete war nicht auf dieselbe Art gebaut wie die anderen, kleineren, die abgefeuert worden waren; sie sollte nur so hoch und weit wie möglich fliegen. So brannte sie schließlich aus, aber so groß war die Geschwindigkeit, die sie erreicht hatte, daß sie noch lange Zeit weiterflog, nachdem der letzte Funken erloschen war.

Dann begann die Rakete, einen Abwärtskurs einzuschlagen, aber sie war zu diesem Zeitpunkt so hoch, daß der Stock und die leere Hülle Stunde um Stunde weiterflogen, wobei sie sich dem Boden näherten, bis schließlich die gewaltige Stange, mit Hans Teig fest an ihr Ende geklammert, sacht auf eine Insel fiel, an die ringsum die Wogen eines mächtigen Meeres spülten.

Hans landete auf einem weichen Busch und plumpste von dort auf den Boden, wo er für eine Weile ganz still lag und versuchte, seine Gedanken zu sammeln.

Er hatte wohl nicht viel gedacht, während er in der Luft war. Das Rauschen des Windes in den Ohren hatte ihn benommen gemacht, und ihm war nur klar, daß er sich fest an die Stange klammern und abwarten mußte, was geschehen würde. Das war tatsächlich das einzige, was man in solcher Notlage tun kann.

Der Lebkuchenmann war von dem Stoß beim Herunterfallen für einen Moment benommen, und als er auf dem Boden lag, hörte er jemanden rufen:

„Geh runter von mir! Wirst du wohl? Geh runter, sage ich!“

Hans rollte herum und setzte sich auf, und dann setzte sich eine andere Person – ein kleiner Mann mit großem Kopf – gleichfalls auf und sah ihn an.

„Was soll das heißen?“ fragte der kleine Mann und starrte wütend auf Hans Teig. „Kannst du nicht sehen, wo du hinfallst?“ „Nein,“ antwortete Hans.

Es wurde jede Minute heller und die grauen Morgennebel schwanden vor der aufsteigenden Sonne. Hans schaute sich um und sah, daß er sich auf einem breiten, sandigen Strand befand, gegen den die Wellen eines großen Meeres friedlich plätscherten. Dahinter lag eine grüne Wiese und dann kamen Berge, die hoch in den Himmel ragten.

„Wie kam es, daß Sie gerade dort waren, wo ich heruntergefallen bin?“ fragte er, indem er sich wieder dem kleinen Mann zuwandte.

„Ich schlafe immer auf dem Sand,“ erwiderte der andere und wiegte gewichtig den Kopf. „Das ist meine Marotte. Frische Luft nämlich. Man nennt mich den ‚Frischlufffanatiker‘. Ich nehme an, daß Sie ein neuer Bewohner sind. Sie scheinen recht eigenartig zu sein.“

„Ich bin aus Lebkuchen,“ sagte Hans.

„Nun, das ist gewiß ungewöhnlich, deshalb habe ich keine Zweifel, daß Sie auf unserer Insel herzlich willkommen geheißen werden,“ entgegnete der Mann.

„Aber wo bin ich?“ fragte Hans und schaute sich wieder verwundert um.

„Dies ist die Insel Phriex,“ antwortete der andere, „und sie wird von ungewöhnlichen Leuten bewohnt.. Ich bin einer davon und Sie ein anderer.“

Er machte solch ein drolliges Gesicht, als er dies sagte, daß der Lebkuchenmann nicht widerstehen konnte zu lächeln, aber es erschreckte ihn, im Rücken ein anderes Lachen zu hören – ein Laut, so fröhlich und süß, wie ein Vogel trillert. Er drehte sich schnell um und sah ein Kind auf der Sandfläche stehen, wo die Sonnenstrahlen hell auf seine kleine Gestalt fielen. Und dann wurden die Glasaugen des Lebkuchenmannes groß und standen aus seinem Kuchengesicht auf eine Weise hervor, die vollkommen sein Erstaunen ausdrückte.

„Eine Vision!“ rief er aus.

„Nein, es ist der Cherub – den wir Chick nennen,“ antwortete der großköpfige Mann gleichgültig.

Das Kind hatte blonde Haare, die ihm in weichen Wellen auf die Schultern fielen, aber mehr oder weniger wirr und verwahrlost waren. Es hatte zarte Gesichtszüge, rosige Wangen und runde blaue Augen. Wenn diese Augen ernst schauten – was selten der Fall war –, standen Fragen darin; wenn sie lächelten – was oft geschah –, rieselten Sonnenstrahlen über ihre blaue Oberfläche. Das Kind trug reinweiße Kleidungsstücke, die vom Hals bis fast zu den Füßen reichten und weite, lose Ärmel und Hosenbeine hatten, wie die eines Kinderpyjamas. Kopf und Füße des Kleinen waren nackt, aber die rosigen Sohlen wurden von Sandalen geschützt, die mit Riemen über den Zehen und Knöcheln befestigt waren.

„Guten Morgen,“ sagte Hans, lächelte wieder und hoffte, daß er nicht zu unhöflich gestarrt hatte. „Es bereitet mir großes Vergnügen, deine Bekanntschaft zu machen.“

„Ich heiße Chick,“ erwiderte das Kind und lachte mit süßem Trillern, während die blauen Augen den Lebkuchenmann mit offensichtlichem Staunen betrachteten.

„Das ist ein komischer Name,“ sagte Hans.

„Ja, er ist komisch,“ stimmte das Kind mit freundlichem Nicken zu. „Chick bedeutet ‚chicken‘ – Hühnchen –, aber ich bin kein Hühnchen.“

„Natürlich nicht,“ erwiderte Hans. „Ein Hühnchen ist mit Federn bedeckt. Und du nicht.“

Darüber lachte Chick fröhlich und sagte, als ob es die einfachste Sache der Welt wäre: „Ich bin nämlich das Brutkastenbaby.“

„Du meine Güte, ich hatte nicht die geringste Ahnung,“ antwortete Hans ernst. „Darf ich fragen, was ein Brutkastenbaby ist?“

Das Kind ließ sich auf dem Sand nieder, umschlang seine rundlichen Knie und stieß ein fröhliches Gelächter aus.

„Wie komisch!“ gluckste es, „wie komisch, daß du nicht weißt, was ein Brutkastenbaby ist. Du mußt wirklich frischgebacken sein!“

„Das bin ich,“ sagte Hans und schämte sich ziemlich, es zuzugeben, beschloß aber, ehrlich zu sein.

„Dann sind Sie natürlich sehr unwissend,“ bemerkte der Frischluftfanatiker und rieb sich selbstgefällig den großen Kopf.

„Oh, was das betrifft,“ sagte Hans, „habe ich im Verlauf meiner Herstellung eine Menge alter Gelehrsamkeit erworben, die ich von einem arabischen Elixier bekommen habe, mit dem mich der Bäcker verrührt hat. Ich bin von allen Ereignissen bis zum letzten Jahrhundert gut unterrichtet, aber mir ist keinerlei Kenntnis von einem Brutkastenbaby geläufig.“

„Nein, sie sind eine neue Erfindung,“ erklärte der großköpfige Mann und tätschelte zärtlich die goldenen Locken des Kindes. „Waren Sie zufällig auf der Panamerikanischen Ausstellung? Oder der Louisiana-Verkaufsmesse?“

„Nein,“ antwortete Hans. „Da war mein Wissen zugekorkt.“

„Nun,“ fuhr der Mann fort, „es gab auf beiden Ausstellungen eine ganze Menge Brutkastenbabys, und eine Menge Leute haben sie gesehen. Aber Chick ist das erste und einzige Original-Brutkastenbaby, und deshalb gehört er ordnungsgemäß auf die Insel Phriex.“

Chick sprang auf, machte eine steife Verbeugung, und mit Augen, die spitzbübisch funkelten, rief er: „Ich bin sechs Jahre alt und ganz stark und gesund.“

„Ts, ts, Chick!“ protestierte der großköpfige Mann, „es ist mehr als zwei Jahre her, daß wir dir diesen Spruch beigebracht haben. Du kannst doch nicht immer sechs Jahre alt bleiben.“

Dem kleinen Kobold machte der Scherz soviel Spaß, daß Hans gezwungen war, aus Sympathie zu lachen. Aber da fiel ihm etwas ein und er fragte ein bißchen nervös:

„Magst du Lebkuchen?“

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Chick. „Bist du aus Lebkuchen?“

„Ja,“ sagte Hans tapfer.

„Dann mag ich Lebkuchen,“ erklärte das Kind, „denn du riechst süß und siehst freundlich und liebenswürdig aus.“

Hans wußte nicht, ob er das als Kompliment akzeptieren sollte oder nicht. Er bedauerte es zu hören, daß er süß roch, während freundlich und liebenswürdig genannt zu werden ein wohlthuendes Lob war.

„Manchen Leuten,“ bemerkte er zaghaft, „kommt es so vor, als ob sie Lebkuchen *essen* müßten.“

„Ich könnte dich nicht essen,“ sagte das Kind ernsthaft, „denn da ich das Brutkastenbaby bin, muß ich mit meiner Kost sehr vorsichtig sein. Du würdest mir vielleicht nicht bekommen.“

„Mir würde es jedenfalls gewiß nicht bekommen, wenn mich jemand ißt,“ meinte Hans. „Denn obwohl ich bis jetzt noch keine Erfahrung dieser Art hatte, scheint es mir ein nicht sehr wünschenswertes Los zu sein.“

„Sehr wahr,“ bemerkte der großköpfige Mann.

„Wir wollen Freunde sein!“ rief Chick, kam auf Hans zu und nahm seine weiche braune Hand mit festem Griff. „Ich passe auf dich auf.“

Hans blickte auf den kleinen fröhlichen Elf mit ausgesprochener Verwunderung hinunter.

„Gut, wir sind Freunde,“ sagte er, „aber statt du auf mich aufpaßt, Chick, werde ich auf dich aufpassen.“

„Oh, da liegen Sie vollkommen falsch,“ mischte sich der großköpfige Mann ein. „Chick ist eine privilegierte Persönlichkeit auf Phriex und der einzige von uns, der es wagt, unserem schrecklichen Königlein die Stirn zu bieten. Und im Falle einer Gefahr –“

„Gefahr!“ rief Hans erschrocken. „Gibt es auch hier Gefahren?“

Bei dieser törichten Frage erscholl Chicks Gelächter, aber der Mann erwiderte ernst:

„Es gibt überall Gefahren für die, die ungewöhnlich sind, und besonders auf der Insel Phriex, wo wir in der Gewalt eines grauslichen Königleins sind. Aber kommen Sie, wir müssen Ihre Ankunft eben diesem verworfenen Herrscher melden, sonst werden wir alle bestraft.“

„Na gut,“ sagte Hans kleinlaut.

Aber als er Chicks Hand nahm und sich zum Gehen wandte, stieß der Frischluftfanatiker einen ärgerlichen Ruf aus und sagte:

„Da haben wir bereits das Unglück! Die Defekten kommen hier entlang.“

Während er sprach, erreichte Lärm von Rufen und Geplapper ihre Ohren, und bald darauf kamen um eine Felsenecke mehrere Personen und standen vor Hans und seinen neuen Freunden.

„Es ist die Bruderschaft der Defekten,“ flüsterte der großköpfige Mann. „Seien Sie vor ihnen auf der Hut, sonst tun sie Ihnen etwas Schlimmes an.“

„Keine Sorge, ich passe auf dich auf,“ sagte Chick und drückte die Teighand.

Hans starrte auf die Neuankömmlinge, und sie erwiderten das Kompliment, indem sie ihn anstarrten. Einen seltsameren Haufen von Leuten hatte man selten zusammen gesehen.

„Dies ist der Tolpatsch,“ sagte der Frischluftfanatiker und zeigte auf einen kleinen, fetten Mann, der in einer glänzenden Rüstung steckte und eine Lanze über der Schulter trug. Der Tolpatsch bestätigte die Vorstellung, indem er sich verbeugte. „Und hier ist der Gedankenlose,“ fuhr der Mann fort und wies auf einen großen, dünnen Mann, der in Gamsleder gekleidet war und eine Donnerbüchse mit weiter Mündung unter dem Arm hielt.

„Gib auf die Büchse acht,“ sagte Chick, „er weiß nie, ob sie geladen ist oder nicht.“

„Und hier sind der Unangenehme, der Pechvogel, der Kummervolle, der Häßliche, der Schlechtgelaunte und der Unbeholfene,“ fuhr der großköpfige Mann fort und zeigte der Reihe nach auf jeden Defekten. „Sie werden ihre Besonderheiten ohne Probleme entdecken. Es gibt auf der ganzen Insel Phriex wirklich nichts Unerfreulicherer, als diesem Haufen von Defekten zu begegnen.“

Bei diesen Worten verneigten sich alle Brüder und sagten gleichzeitig: „Wir sind stolz auf uns!“

In diesem Moment stolperte der Unbeholfene über die eigenen Füße und fiel gegen den Tolpatsch, der kopfüber taumelte und seine dünne Lanze geradewegs durch den Körper Hans Teigs stieß.

„Oh!“ schrie Chick mächtig erschrocken.

„Ich hab's ja gleich gesagt!“ knurrte der Frischluftfanatiker und zog hastig die Lanze heraus. „Sagen Sie, Hans Teig, Sind Sie tot oder liegen Sie nur im Sterben?“

„Weder noch,“ sagte Hans und schob wehmütig das Loch zusammen, das die Lanze gemacht hatte, „Aber auf diese Weise gestochen zu werden trägt nicht gerade zu meinem persönlichen Erscheinungsbild bei. Ich bin aus Lebkuchen,“ erklärte er an den Mann im Harnisch gewandt.

„Ich bitte um Verzeihung! Ich bitte wirklich um Verzeihung!“ sagte der Tolpatsch und war äußerst bekümmert über das, was er getan hatte. „Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu verletzen.“

„Er meint es gut,“ sagte das Brutkastenbaby, „aber das nützt nicht viel.“

„Er wird es nicht lange auf dieser Insel machen,“ grummelte der Schlechtgelaunte, womit er Hans Teig meinte.

„Da er aus Lebkuchen ist, kann man nicht erwarten, daß er sich hält,“ bemerkte der Unangenehme und lächelte auf eine Weise, die Hans erschauern ließ.

„Er soll meinen Schutz haben,“ sagte der Tolpatsch. „Es ist das wenigste, das ich tun kann, um es wieder gutzumachen. Hier – ziehen Sie diese Rüstung an!“

Er legte hastig die Rüstungsteile ab und stülpte dem Lebkuchenmann den stählernen Helm über den Kopf.

„Nein, nein!“ rief Hans. „Ich will nicht diesen ganzen Eisenkram tragen.“

„Aber Sie müssen!“ rief der Tolpatsch. „Es ist das einzige, wodurch Sie auf dieser schrecklichen Insel einem Unfall entgehen können.“

„Das ist wohl war,“ pflichtete der großköpfige Mann bei. „Ich rate Ihnen, die Rüstung zu tragen, mein Lebkuchenfreund.“

So schickte sich Hans darein, in die Rüstung gekleidet zu werden, und kaum waren ihm die Harnischeile angeschnallt worden, als die Klugheit dieser Maßnahme offenbar wurde. Denn es gab einen Luftstoß und ein wirbelndes Geräusch, und plötzlich fegte über die Stelle, wo sie standen, ein großes Monster über die Sandfläche. Es schickte die Bruderschaft der Defekten in alle Richtungen, während das Brutkastenbaby bis zum Wasser flog, und Hans Teigs geharnischter Körper wurde niedergeworfen und in den weichen Sand gepreßt, bis er mit der Oberfläche auf gleicher Höhe war.

Aber bald kam Chick zurück und ließ die anderen ihn ausgraben und ihm wieder auf die Füße helfen, und es stellte sich heraus, daß niemand ernsthaft verletzt war.

„Was war das?“ fragte Hans und schaute verwundert auf die Stelle, wo das Monster in der Ferne verschwunden war.

„Es ist das einrädige Automobil,“ antwortete der Kummervolle, „und wenn es nicht alsbald zertrümmert wird, dürfte die Insel Phriex bald eine Insel der Krüppel sein. Ich verstehe nicht, weshalb man das Ding erlaubt.“

„Na, um Platz für neue Ankömmlinge zu schaffen,“ sagte der Unangenehme. „Aber der Puddingmann hatte Glück, daß er zufällig in Stahl gekleidet ist.“

„Mit Verlaub, ich bin nicht aus Pudding,“ sagte Hans indigniert. „Ich bitte Sie, daran zu denken, daß ich aus Lebkuchen bin.“

„Das ist alles eins,“ bemerkte der Gedankenlose, „ein Kuchen ist jedenfalls aus Teig.“

„Gehen wir zum Schloß zurück,“ sagte der Häßliche. „Unser Königin sollte mit seinem neuen Untertan bekanntgemacht werden.“

So gingen sie alle über die Grünfläche, wobei Chick den Lebkuchenmann führte, bis sie zu einem Pfad kamen, der durch die Felsen nach oben führte und den sie hochstiegen. Hans hatte große Schwierigkeiten, dem Unbeholfenen aus dem Weg zu bleiben, der dauernd stolperte und taumelte, während der Tolpatsch darauf bestand, den falschen Weg zu nehmen, und der Schlechtgelaunte blieb zweimal stehen, um sich mit dem Unangenehmen und dem Gedankenlosen zu prügeln. Schließlich erreichten sie doch den Gipfel, der sich als eine weite felsige Ebene herausstellte; dort stand ein großes Schloß mit vielen Dachspitzen, düsteren Türmen und funkelnden Minaretten.

Während sie stehenblieben, damit Hans Teig den Anblick bewundern möge und sie alle Atem schöpfen konnten, sagte eine schrille Stimme in der Nähe:

„Ihr seid spät dran, ihr Haufen Defekte, und das Königin wird zetern.“

Hans sah sich um und entdeckte auf einer Felsspitze neben dem Pfad ein höchst seltsam aussehendes Geschöpf.

„Glotz nicht!“ sagte es lachend. „*Ich* tu's nicht und ich habe ein Dutzend Augen gegenüber deinem einen. Ich will mich vorstellen. Ich bin die Siegespreiskartoffel vom Centerville-Jahrmarkt.“

Tatsächlich bemerkte Hans jetzt ein breites blaues Band, das um die Mitte der Kartoffel geschlungen war, und darauf stand in goldenen Buchstaben „Erster Preis“.

„Eines Tages wirst du keimen,“ sagte der Unangenehme, „und dann wirst du nicht mehr so viele Augen haben.“

Die Preiskartoffel zwinkerte auf drollige Weise mit ihren zahlreichen Augen, eins nach dem anderen, und antwortete:

„Eines Tages wirst du einen Unfall erleiden, mein lieber Defekter, aber wenn man dich in die Erde gepflanzt hat, wirst du überhaupt nicht keimen. Darin bin ich dir überlegen, denn ich bin immerwährend. Jedes meiner Augen ist gut für einen Eimer Kartoffeln, mindestens.“

„Falls du nicht in der Schale gekocht wirst,“ bemerkte der Häßliche mit herbem Lächeln.

„Kommt! Kommt! Wir wollen weiter,“ unterbrach der kleine Mann mit dem großen Kopf. „Unser Königin erwartet uns sicher.“

Als sie ein paar Schritte weitergegangen waren, hielt das Brutkastenbaby an und sagte: „Jemand folgt uns, und das ist ein Fremder.“

Auf diese Bemerkung drehte Hans sich um und blieb sofort mit dem Ausdruck des Entsetzens abrupt stehen. Denn dort kam um die Ecke des felsigen Weges Ali Dubh, der Araber. Der Bursche stieß gleich einen Schrei der Freude und des Triumphes aus, und indem er sein blitzendes Messer zog, stürzte er mit großem Ungestüm auf Hans Teig los.

Der Lebkuchenmann hatte alle Hoffnung zu entkommen aufgegeben und erwartete zitternd seinen Feind, als Chick plötzlich die Lanze des Tolpatschs ergriff und den Araber damit so geschickt stolpern ließ, daß er der

Länge nach auf den Weg fiel und sein Messer in ein Dutzend Stücke zerbrach. Aber er kroch vorwärts und wollte gerade Hans ins Bein beißen, als der großköpfige Mann zu Hilfe kam und in den offenen Mund des Arabers eine Handvoll Kiesel warf und ihn damit hinderte, dem Lebkuchenmann einen Schaden zuzufügen.

„Er scheint gefährlich zu sein,“ bemerkte der Tolpatsch. „Wir wollen ihn fesseln, ehe er jemanden verletzt.“ Während der Araber die Kiesel aus dem Mund hustete, fesselte die Bruderschaft der Defekten seine Hände und Füße mit starken Schnüren, so daß er sich nicht rühren konnte.

„Er ist meiner!“ schrie der Araber, sobald er wieder sprechen konnte. „Er gehört mir. Ich beanspruche ihn als mein Eigentum.“

„Das ist nicht weiter schlimm,“ entgegnete der Frischluftfanatiker. „Aber eines der Gesetze auf dieser Insel lautet, daß niemand von jemand verletzt werden darf außer vom Königlein. Und jeder hier muß die Gesetze einhalten. Folglich, solange Sie nicht versprechen, diesen Mann aus Lebkuchen, der jetzt ein Untertan unseres Königleins ist, nicht zu tranchieren und zu essen, müssen wir Sie ins Gefängnis sperren.“

„Ich esse ihn, sobald ich die Gelegenheit dazu habe. Ich habe ein Recht dazu!“ rief der Araber.

„Du bist ein schlechter Mensch!“ sagte Chick und stampfte empört mit dem Fuß.

„Nein,“ antwortete Ali Dubh, „ich bin ein guter Mensch. Und ich habe Jules Grogrande fünfzig Cent bezahlt für diese Lebkuchenimitation eines Mannes, der mit meinem magischen Elixier vermischt ist. Und ich habe einer Hexe neun Dollar bezahlt, um mich dorthin zu schaffen, wo immer der Lebkuchenmann sein möge – was genau hier ist –, damit ich von meinem Eigentum Besitz ergreifen kann. Also habe ich ihn erwischt und er ist bezahlt und er ist meiner und ich erhebe Anspruch auf das Recht, ihn zu essen, wann immer ich möchte.“

„Du wirst nichts dergleichen tun,“ verkündete Chick. „Hans Teig ist schließlich lebendig, und niemand hat ein Recht, ihn totzumachen und dann zu essen – selbst *wenn* man für ihn bezahlt hat.“

„Keine Sorge, mein Cherub,“ sagte der großköpfige Mann beschwichtigend, „wir gehen gleich und schließen diesen Araber in eine Stahlkammer des Schlosses ein, so daß er unmöglich entkommen kann.“

Chick lächelte goldig bei diesem Versprechen, aber der Araber blickte finster drein und sagte grimmig:

„Schon gut. Meine Zeit wird kommen. Eines Tages werde ich diesen Lebkuchenmann essen, trotz diesem Cherub und euch allen.“

Diese Trotzhaltung erboste die Bruderschaft der Defekten so sehr, daß sie sofort Ali Dubh zum Schloß schleiften, und Hans Teig und Chick folgten Hand in Hand hinterher und fühlten sich ganz sicher.

Bald kamen sie zu einem großen Torbogen, der in den Schloßhof führte. Als er diesen Bogen passiert hatte, sah der Lebkuchenmann Gruppen der erstaunlichsten Leute, die sich mit außergewöhnlichen Tätigkeiten beschäftigten, so wie Apparate bauen, seltsam riechende Chemikalien in seltsamen Gefäßen kochen, merkwürdige Zeichnungen anfertigen und dergleichen. Ein plötzlicher Krach vermeldete, daß der Tolpatsch mitten in einen leichtgebauten Apparat gefallen war und ihn in Stücke zerbrochen hatte. Bevor sie ihn herausziehen konnten, rannte der Pechvogel gegen den wirbelnden Arm einer Windmühle und wurde über

den halben Hof geschleudert, während der Unbeholfene einen kochenden Kessel umwarf, worauf jeder, der den Geruch des auf den Boden fließenden Inhalts einatmete, husten mußte.

Zu Hans' Verwunderung schien sich niemand über diese Unfälle besonders aufzuregen. Selbst die Opfer stimmten in Chicks fröhliches Gelächter ein, und diejenigen der Defekten, die einem Desaster entkommen waren, fuhren damit fort, den Araber in eine Zelle mit einem starken Eisengitter als Tür zu stecken, und versperrten sie mit einem riesigen Vorhängeschloß.

Danach betraten alle durch einen weiteren Bogen die große Halle des Schlosses.

Dies war ein langer, breiter Saal mit einem gefliesten Boden und mit Wänden, an denen viele Trophäen hingen, als da waren Rüstungen, Speere, Streitäxte und Schwerter mit altertümlichen Formen.

Am hinteren Ende befand sich ein erhobenes Podest, auf dem ein prächtiger Thron stand. Neben dem Thron saß ein sehr dicker Mann auf einem Stuhl, der so niedrig war, daß die Knie des Mannes beinahe sein Kinn berührten. Er trug eine kurze rote Jacke, eine weite weiße Weste und blaue Kniehosen, und alles war mit Gold bestickt. Die Augen des fetten Mannes waren geschlossen und er schien zu schlafen.

In dem Thron saß das Königlein, von purpurnen Kissen gestützt, damit es besser hineinpaßte. Denn das Königlein war ein kleiner Junge mit einem langen, sommersprossigen Gesicht, blauen Augen, einer Mopsnase und schwarzem Haar, das ihm mit einem Pony über die Stirn fiel und in glatten, geraden Strähnen bis über die Schultern hinabhing. Er trug einen Hermelinumhang, der purpurn gefüttert war, und hielt ein Zepter in der Hand, das an einem Ende eine edelsteinbesetzte Kugel hatte, aus der ein kleiner goldener Knauf ragte. Die mageren Beine des Königleins waren unter ihm wie bei einem Türken gekreuzt, und es schien sehr zart und schwächlich zu sein.

Als jedoch die Defekten, der Frischluftfanatiker, Chick und Hans Teig eintraten, war die Stirn des Königleins stark gerunzelt und seine blauen Augen sprühten ordentlich Feuer.

„Teufel nochmal!“ rief er, als sie alle vor dem Thron knieten, „warum habt ihr es gewagt, bis zu dieser Stunde zu warten, um mir eure devoirs zu erweisen?“

Dann lehnte er sich vor und stupste den fetten Mann mit dem Knauf des Zepters, so daß der Schläfer aufschrak und die Augen öffnete. „Ist das richtig, Nebbie? Ist ‚devoir‘ ein königliches Wort?“ wollte er wissen.

„Absolut königlich, Majestät,“ sagte der fette Mann gähnend. „Es wurde von König Artus und König Richard Cœur de Lion gebraucht.“

„Sehr gut!“ sagte das Königlein stolz. Dann wandte er sich wieder an die kniende Gruppe vor ihm. „Warum antwortet ihr mir nicht?“ rief er. „Warum kommt ihr so spät, mir eure boudoirs zu erweisen?“

„Devoirs, Majestät!“ sagte der fette Mann hastig.

„Ich habe ‚devoirs‘ gesagt!“ versetzte das Königlein und drehte sich wütend zu ihm um.

„Wir kommen spät, weil wir nicht eher kommen konnten,“ sagte der Unbeholfene, „und wir konnten nicht eher kommen, weil wir spät dran sind.“

„So!“ kreischte Seine Majestät mit blitzenden Augen. „Also bei meinem Altarium –“ Er hielt plötzlich inne und wandte sich dem fetten Mann zu, den er so grob anstieß, daß der ein ganzes Stück in die Luft hopste. „Ist ‚Altarium‘ das richtige Wort, Nebbie?“

„Sicher,“ sagte der fette Mann und nickte nachdrücklich.

„Was bedeutet es?“ fragte das Königlein.

„Was Altarium bedeutet?“

„Ja.“

„Nun, ein Altarium ist ein Altarium,“ sagte der fette Mann nachdenklich, „und gehört zu Königen.“

„Aber was *ist* es?“ beharrte das Königlein ungeduldig.

„Es ist ein – eine – eine Art königliches Privileg und gewöhnlich rot angestrichen,“ entgegnete der fette Mann, nahm sofort seinen Platz wieder ein und schloß die Augen.

Das Königlein seufzte und wandte sich erneut den Defekten zu.

„Wartet mal,“ bemerkte er, „wo war ich?“

„Ihr wart bei Eurem Altarium, Majestät,“ erinnerte ihn der Tolpatsch.

„Ah ja.“ Wieder blickte das lange, sommersprossige Gesicht finster drein. „Bei meinem Altarium, Grobian –“ Er verstummte und schaute auf den fetten Mann.

„Grobian geht in Ordnung,“ murmelte Nebbie, ohne die Augen zu öffnen.

„Bei meinem Altarium, Grobian, du sollst entweder mein Zepter verschlucken oder des Todes sterben!“

„Welches Todes?“ fragte zitternd der Tolpatsch.

„Desjenigen, der Leute totmacht,“ erwiderte das Königlein streng. „Wähle also, Halunke –“ („Halunke ist gut,“ sagte Nebbie schnell, um einen Stoß zu vermeiden), „entweder mein Zepter zu verschlucken oder des Todes zu sterben!“

Der Tolpatsch blickte auf das Zepter, dessen juwelenbesetzte Kugel fast so groß war wie sein Kopf.

„Ich werde das Zepter verschlucken,“ sagte er.

„Gut!“ schrie der König und hielt es ihm hin.

„Aber nicht jetzt,“ fügte der Tolpatsch hastig hinzu, „ich lasse mir damit Zeit. Ihr habt nämlich nicht gesagt, wann.“

Das Königlein wurde rot vor Wut.

„Also bei dem königlichen Jaggernath von Jodel –“ begann er.

„Wenn ich es jetzt verschlucken soll,“ fuhr der Tolpatsch ruhig fort, „würdet Ihr aufhören, ein Königlein zu sein, denn ein Königlein ohne Zepter ist nichts weiter als ein Windei.“

„Was!“ kreischte Seine Majestät und stieß wütend den fetten Mann.

„Das ist richtig,“ verkündete Nebbie stöhnend und rieb sich klagend die fette Seite. „Ein Königlein ohne Zepter ist ein Windei, und ich werde morgen früh grün und blau sein.“

„Nun,“ sagte Seine Majestät, nachdem er darüber nachgedacht hatte, „ich verbiete Ihnen, Sir Tolpatsch, mein Zepter zu verschlucken, bevor ich es Ihnen erlaube.“

Dann fiel sein Blick auf Hans Teig und den Cherub, die an einer Seite der Defekten standen, und sogleich schaute das kleine Königlein überrascht, dann neugierig und dann verärgert drein. Aber vielleicht beruhte der verärgerte Blick darauf, daß Chick in das königliche Gesicht auf eine Weise lachte, die gewiß respektlos war, und selbst Hans Teig sah keineswegs demütig aus.

„He, du Chick, benimm dich anständig,“ befahl das Königlein.

„Ich will nicht,“ sagte Chick und zog eine hübsche Schnute.

„Nun, dieses Reich hat schon ohne ein Brutkastenbaby existiert, und ich glaube, daß wir dich jetzt entbehren können. Ich lasse dir den frechen Kopf abschlagen,“ verkündete das Königlein.

„Ihr traut Euch ja nicht!“ sagte Chick und schnitt eine Grimasse.

„Ein reizendes Kind, muß ich schon sagen!“ versetzte das Königlein finster blickend. „Aber was können wir von einem Baby erwarten, das keine Eltern und keine ordentliche Erziehung hat? Bah, ich schäme mich für dich, Chick!“

„Wagt es ja nicht, etwas gegen meinen Brutkasten zu sagen!“ rief Chick wütend. „Ich schätze, ich hatte eine so gute Erziehung wie Ihr eine habt, Ihr unsympathisches Königlein, Ihr!“

Seine Majestät wollte darauf erst mit gleicher Wut erwidern, aber plötzlich überlegte er es sich anders und wandte sich an Hans Teig.

„Wer sind Sie, Fremder?“ fragte er. „Und warum tragen Sie die Rüstung des Tolpatschs?“

Diesem Königlein war von seinen Untertanen soviel Respektlosigkeit entgegengebracht worden, daß Hans drauf und dran war, auf diese Fragen so obenhin zu antworten, aber zu seiner Überraschung ergriff Chick seine Hand und flüsterte ihm zu, eine tiefe Verbeugung zu machen und mit dem, was er sagte, sehr vorsichtig zu sein. Deshalb trat der Lebkuchenmann vor und adressierte Seine Majestät sehr zeremoniell.

„O Königlein, höchst puissant und durchlauchtig!“ begann er, „ich heiße Hans Teig, weil ich aus Lebkuchen bin, und ich bin auf Eure Insel gekommen, weil ich es nicht vermeiden konnte.“

Das Königlein schaute auf den Fremden freundlich.

„„Puissant und durchlauchtig“!“ murmelte er. „Offensichtlich sind Sie, Hans Teig, eine Person mit Geist und Intelligenz, so wie sie auf der Insel Phriex höchst willkommen sind. Knie nieder zu meinen Füßen.“

Hans kniete wie befohlen, und das Königlein versetzte ihm sofort mit dem schweren Ende des königlichen Zepters einen heftigen Schlag auf den Helm des Tolpatschs. Er drückte den Stahl ein und hätte den Kopf des Lebkuchenmannes zertrümmert, wäre dieser nicht so gut von dem Helm geschützt gewesen.

„Ich ernenne Sie zum Ritter von Phriex,“ sagte Seine Majestät. „Erheben Sie sich, Sir Hans Teig – nicht länger Schurke, sondern edel und bevorzugt unter meinen Untertanen!“

Hans stand auf und verneigte sich, obwohl er von der Gewalt des Schlages ein wenig benommen war.

„Lang lebe das sanftmütige Königlein von Phriex,“ gelang es ihm zu sagen. Und Chick klatschte vor Freude in zwei mollige Hände und flüsterte: „Gut gemacht, mein Freund!“

„Sie gefallen mir, Sir Hans,“ bemerkte das kleine Königlein und warf sich selbstgefällig in die Brust. „Ich wünschte, alle Leute auf Phriex wären so höflich und scharfblickend.“ Dann schaute er sich um und fragte:

„Wo ist Sir Austed Alfrin, der Hofpoet?“

Im Nu teilte sich ein Vorhang und ein Mann mit einem bleichen, schmalen Gesicht und langen schwarzen Haaren trat ein und grüßte Seine Majestät mit großem Respekt. Der Poet trug über einem Auge eine Bandage und hinkte, als lahme er auf einem Bein. Er war ganz in Schwarz gekleidet und sein langer Bratenrock hatte Fettflecke auf der Vorderseite.

„Haben Sie heute ein Sonett für mich gemacht?“ wollte das kleine Königin wissen.

„Ja, mein königlicher Gebieter,“ antwortete der Poet, und indem er pompös eine Schriftrolle auseinanderwickelte, las er mit lauter Falsettstimme diese Verse vor:

„Auf Phriex man vom Königin singt,
Des Geist aus den Poren ihm dringt;
Sein Gehirn ist nur klein,
Doch das kümmert kein Schwein,
Solang' es von Weisheit fast stinkt.“

„Nun, das ist gar nicht schlecht,“ sagte Seine Majestät nachdenklich. „Aber können Sie es nicht ein bißchen stärker machen, Sir Poet?“

„Ich versuch's,“ erwiderte Austed Alfrin, und nachdem er ein paar Worte auf seine Tafel geschrieben hatte, las er folgendes vor:

„Die Göttin der Weisheit verzagt
Und jammert, wenn darob befragt:
„Es gibt *doch*, fürchte ich,
Einen klüger als mich,
Diesen König von Phriex, wie man sagt!““

„Also das,“ sagte Seine Majestät, „kommt mir wie wahre Poesie vor. Wie kommt es Ihnen vor, Sir Hans Teig?“

„Es ist ziemlich gut,“ entgegnete der Lebkuchenmann, „aber es läßt Euch kaum Gerechtigkeit widerfahren.“

„Der Poet wagt es nicht, Seiner Majestät Gerechtigkeit widerfahren zu lassen,“ sagte der Unangenehme Defekte. „Wenn er es täte, gäbe es bald keinen Poeten mehr.“

„Da ist auch etwas dran,“ sagte das Königin. „Aber jetzt, Sir Austed, schreiben Sie mir ein Sonett über meinen neuen Untertan, Sir Hans Teig.“

Der Poet seufzte und schrieb auf seiner Tafel, und bald darauf las er dies vor:

„Das Königin hat, weil gerührt,
Einen Lebkuchenritter gekürt.
Er ist altbacken zäh,
Ihn verspeisen tät' weh,
Da man gleich Magenschmerzen verspürt.“

„Das,“ sagte Hans empört, „ist üble Verleumdung, und wenn Eure Majestät mir Euer Zepter leihen möchten, werde ich mit diesem Poeten in genau sieben Sekunden ein Ende machen.“

„Sie haben meine Erlaubnis, aus ihm Hackfleisch zu machen,“ erwiderte das Königin vergnügt.

„Gnade! Gnade, Mylord!“ schrie der Poet, fiel vor Hans auf die Knie und wischte hastig die Verse von der Tafel, „geben Sie mir noch eine Chance, flehe ich Sie an!“

„Na schön,“ sagte der Lebkuchenritter. „Aber wenn es nicht besser als das letzte ist, werden Sie ausgemustert. Ist es nicht so, Majestät?“

„Ganz recht,“ lachte das Königlein.

Der Poet kritzelte nervös ein paar andere Zeilen, die er mit einer vor Furcht zitternden Stimme vorlas:

„Der Lebkuchenmann ist famos,
Ihn essen wär' einfach grandios;
Man fände inmitten
Der würzigen Schnitten
Die Eier in ihm tadellos.“

„Das ist besser,“ sagte Hans, „aber ich bin mir bei den Eiern nicht sicher, weil ich kaum darauf geachtet habe, als ich gemischt wurde. Diese ehrliche Anerkennung meiner Vorzüglichkeit bewahrt Sie vor meinem Unmut. Sie mögen frei ausgehen.“

Der Poet wartete keinen Augenblick, sondern rannte aus der Halle, so schnell ihn die Beine trugen.

Das Königlein schickte jetzt die Defekten weg, die streitend und einander drohend die königliche Audienz verließen und so viel Lärm und Tumult machten, daß der Lebkuchenmann froh war, sie gehen zu sehen.

„Sind sie nicht reizend?“ fragte das Königlein und schaute ihnen nach. „Am liebsten würde ich sie wie Kätzchen im Schloßgraben ersäufen, aber jeder König, sagt man, hat Defekte, also nehme ich an, daß ich meine behalten muß.“

Er seufzte und fuhr fort: „Aber was hat das Sonett des Poeten darüber gesagt, daß Sie würzig sind und aufgeschnitten eine recht gute Mahlzeit bieten?“

„Schenkt dem keine Beachtung, Majestät!“ sagte Hans hastig.

„Aber warum denn nicht?“ beharrte das Königlein. „Ich stelle fest, daß etwas an Ihnen ist, das mich jedesmal hungrig macht, wenn ich Sie ansehe. Ich erinnere mich nicht, daß ich Lebkuchen gegessen habe, seit ich ein Junge war – ahem! – ich meine, seit ich zur Herrschaft über die Insel Phriex gekommen bin. Heda, Wache! Holt mir ein Messer!“

Hans zitterte jetzt vor Entsetzen, aber Chick sagte zum Königlein: „Eure Majestät vergißt, daß Ihr Eierkuchen und Ahornsirup zum Tee habt. Wozu Euren Appetit verderben, wenn Ihr wißt, daß der Lebkuchenmann noch Wochen frisch bleibt?“

„Bist du sicher?“ fragte das Königlein besorgt. „Bist du sicher, daß er sich hält? Wird er nicht altbacken?“

„Natürlich nicht,“ antwortete das Kind. „Er ist von der Sorte Lebkuchen, die immer frisch bleibt. Und Ihr dürft nicht vergessen, daß er eine Ehre für Phriex ist, denn wer hat schon zuvor einen lebendigen Lebkuchenmann gesehen?“

„Niemand,“ stellte das Königlein entschieden fest. „Du hast recht, mein Cherub; ich hebe den Lebkuchenmann für eine spätere Mahlzeit auf, und bis dahin kann ich mit ihm vor meinem Volk angeben. Wir sind darauf stolz, Sir Hans, eine größere Vielfalt von seltsamen Personen zu haben als jedes andere bestehende Königreich.“

„Dann solltet Ihr sorgsam mit ihnen umgehen und nicht erlauben, daß sie gegessen werden,“ sagte Hans, immer noch angstvoll. Aber das Königlein schien ihn nicht zu hören.

„Eierkuchen und Ahornsirup!“ murmelte sehnsüchtig Seine Majestät. „Meine Güte, Chick; ich wünschte, der Tee wäre schon soweit.“

„Ich auch,“ sagte Chick lachend, denn Hans Teig war davor sicher, eben jetzt gegessen zu werden, was immer sein zukünftiges Schicksal sein mochte, und das Kind hatte ihn mit der Erwähnung der Eierkuchen und des Sirups gerettet.

Aber jetzt war plötzlich vor der Tür Lärm zu hören, und ein paar königliche Wachen kamen hereingestürmt, die eine große Plattform mit Rollen schoben, auf der eine Frau saß, so außerordentlich dick, daß sie viel breiter als hoch erschien.

„He! Was ist mit Bébé Celeste los?“ fragte der König stirnrunzelnd.

„Sie hat fünfzig Gramm verloren, Majestät,“ schnaufte einer der Wachsoldaten und wischte sich mit dem Jackenärmel den Schweiß von der Stirn.

„Fünfzig Gramm!“ rief das Königlein. „Also bei Samsons Toga – übrigens, Nebbie, hat Samson eine Toga getragen?“ Er stieß den fetten Mann so heftig, daß Nebbie vor Schmerz aufbrüllte, bevor er antwortete.

„Er hat mehrere getragen, Majestät!“

„Dann eben bei Samsons mehreren Togas, Bébé Celeste, wie kannst du es wagen, zu mir ohne fünfzig Gramm zu kommen?“

„Ich bin nicht gekommen, ich bin gebracht worden,“ sagte die fette Frau mit keuchender Stimme.

„Sie wurde mit der Waage gewogen, und da fehlte ihr etwas,“ sagte der Wachsoldat.

„Was fehlte ihr denn?“ fragte das Königlein.

„Fünfzig Gramm, Majestät.“

Der Herrscher rieb sich auf nachdenkliche Weise mit einem Finger die Mopsnase.

„Bébé,“ sagte er, „du hast dich wieder bewegt. Du versuchst zu reduzieren.“

Die Frau begann zu weinen. „Nicht meine Schuld, herrschaftliches Könichtslein –“

„Königlein, Frau!“ sagte der fette Mann, ohne die Augen zu öffnen.

„Herrschaftliches Königlein, ich hatte nicht die Absicht, auch nur eine einzige Winzigkeit Fleisch zu verlieren. Aber mein Hund Duo fing an, mit sich zu streiten, und mein Gemüt wurde so bewegt –“

„Ach, der Verlust ist in deinem Gemüt, was?“ unterbrach der König. „Ich würde auf den Verlust auch gemüthlich reagieren, wenn ich dir nicht verboten hätte, dich überhaupt zu bewegen, selbst in deinem Gemüt.“

„Ich konnte nichts dafür, Eure Matjestät –“

„Majestät, Frau!“ sagte der fette Mann schläfrig.

„Mein Hund Duo begann zu streiten –“

„Bringt uns den Hund her, Halunken, Flegel und Vasallen!“ kreischte das Königlein mit seiner schrillen Stimme.

Die Wachen fielen fast übereinander, um zu gehorchen, und bald kehrten sie mit einem so seltsamen Tier an der Leine zurück, daß Hans Teig es erstaunt anstarrte.

Es war zweifellos ein Hund, oder vielmehr war es der Körper eines Hundes mit einem Kopf und zwei Beinen an jedem Ende. So daß wenn ein Ende vorwärts ging, das andere Ende rückwärts gehen mußte, und dies ließ das hintere Ende wütend knurren. Aber das hintere Ende war nicht immer dasselbe, denn einmal stellte sich der eine Kopf und dann wieder der andere als der stärkere heraus und zerrte das seltsame Tier vorwärts.

Als dieser Doppelhund, der Duo hieß, hereingebracht wurde, knurrten und bellten beide Köpfe sehr geräuschvoll. Aber so mächtig aufgebracht sie auch waren, sie konnten niemals zusammenkommen, um einander Schaden zuzufügen.

„Seid still!“ rief, ungehalten wegen des Lärms, das Königlein.

Aber die Köpfe des Hundes schenkten dem Befehl keine Beachtung.

„Na schön,“ sagte Seine Majestät, „ich werde eurem Krach ein für allemal ein Ende machen! He, Wache, holt mir die Königliche Scharfrichterin!“

Bei diesen Worten fing die fette Dame von neuem an zu weinen, und bald öffnete sich die Tür und ein junges Mädchen betrat die Halle. Sie war in schlichte Roben von reinem Weiß gekleidet, über die ihr loses braunes Haar in einer weichen Wolke floß. Ihre Augen waren groß, dunkel und von einem sehr sanften Ausdruck, und ihre Wangen waren lieblich wie eine Lilie. In einer Hand trug das Mädchen ein langes Schwert, dessen nackte Klinge im Licht hell glänzte. In der anderen Hand hatte sie einen Wetzstein, und während sie sich vor dem Königlein verneigte, rieb sie den Stein sanft gegen die scharfe Schneide der Klinge.

Obwohl die Köpfe des Hundes immer noch zankten und Bébé Celeste immer noch weinte, war es Hans Teig, auf den der Blick der Königlichen Scharfrichterin als erstes fiel.

„Ich hoffe, daß es nicht der ist, Majestät!“ sagte sie mit enttäuschter Stimme, „denn er wird überhaupt nicht bluten, weil er aus Kuchen ist.“

„Ich bitte um Verzeihung,“ rief Hans hastig. „Ich bin nicht aus gewöhnlichem Kuchen, sondern aus Lebkuchen.“

„Das kommt aufs selbe raus,“ antwortete sie seufzend. „Sie würden nicht bluten, wenn ich Sie in Stücke haue.“

„Warum sind Sie so blutdürstig?“ fragte Hans und sah dem Mädchen vorwurfsvoll in die sanften Augen.

„Vermutlich weil ich die Königliche Scharfrichterin bin,“ erwiderte sie. „Ich habe das Amt inne, seit mein Vater bei einem Erdbeben umgekommen ist, aber ich habe niemals auch nur eine Person exekutiert. Das Königlein ruft mich ungefähr ein dutzend Mal am Tag, aber immer geschieht etwas, das mich meines Opfers beraubt. Ich habe drei Schwertklingen durch Schärfen abgenutzt, aber bisher habe ich noch gar nichts zerhauen.“

„Sei guter Dinge,“ sagte Seine Majestät, „denn jetzt sollst du Blut in Strömen fließen sehen. Diesmal bin ich fest entschlossen, schrecklich zu sein. Schneide mir diese Töle in zwei Teile!“

„Was, den Hund?“ fragte das Mädchen überrascht. Und Bébé begann laut zu schreien und der fette Mann wachte auf und schüttelte den Kopf und Chick streichelte zärtlich beide Köpfe des Tieres und ein Wachsoldat rief: „Ach nein, Majestät!“

„Und warum nicht?“ fragte das Königlein.

„Das ist doch das wertvollste Geschöpf in Eurem ganzen Reich!“ sagte der Soldat. „Wünscht Ihr, Euch selbst solch eines Schatzes zu berauben, Majestät?“

Das Königlein zögerte und stupste dann den fetten Mann mit dem Zepter.

„Ist das so, Nebbie?“ fragte er.

„Es ist so, Mylord,“ antwortete der fette Mann. „Wenn Ihr irgend etwas abschlachten wollt, zerstückelt ein paar der Königlichen Wachen oder dreht die Defekten durch den Wolf oder tranchiert Chick den Cherub. Aber der Hund Duo ist eines der außergewöhnlichen Merkmale Eures Reiches und sollte unter allen Umständen geschützt werden. Er ist ja mehr wert als Bébé Celeste.“

„Das bringt mich auf Bébé,“ sagte das Königlein und schaute streng auf die Fette. „Schafft sie weg, Wachen, und stopft sie mit Kartoffelbrei und paté de foie gras. Wenn sie diese fünfzig Gramm nicht in drei Tagen wiedererlangt, bringt sie Schande über mein Reich, und ich werde sie der Königlichen Scharfrichterin übergeben.“

So rollte die Wache das Podest, auf dem die fette Dame saß, hinweg und der Hund Duo folgte, indem erst ein Kopf führte und dann der andere. Und jetzt warf Seine Majestät die Hermelinrobe ab, legte das Zepter weg und kletterte aus dem Thron.

„Für heute ist die Königliche Audienz beendet,“ sagte er, „und jetzt werde ich schauen, ob diese Kuchen und der Ahornsirup zum Tee fertig sind. Und hör mal, du Brutkastenbaby, kümmere dich um Sir Hans Teig und paß auf, daß ihn niemand frißt. Falls nur ein Bissen fehlt, wenn ich ihn wiedersehe, übergebe ich dich der Königlichen Scharfrichterin und dann gibt es kein Brutkastenbaby mehr.“

Dann ging Seine Majestät fort, indem er auf sehr unangenehme Weise vor sich hin kicherte. Sofort rollte der fette Nebbie von seinem niedrigen Sitz und stand auf, wobei er gähnte und die Arme streckte.

„Unser Königlein ist ein anstrengender Gebieter,“ sagte er mit einem Seufzer, „und ich wünsche wirklich, jemand würde eine Revolution anzetteln und ihn entthronen. Er hat mir den ganzen Tag in die Rippen gestoßen und ich werde morgen früh grün und blau sein.“

„Er ist grausam,“ sagte Chick und tätschelte die Hand des fetten Mannes, als wollte er ihn trösten.

„Doch mir ist er zu weichherzig,“ beklagte sich die reizende Scharfrichterin. „Wenn ich nur einen einzigen Tropfen Blut vergießen könnte, hätte ich das Gefühl, auf der Welt zu etwas nutze zu sein.“

„Wie schrecklich!“ rief Hans erschauernd.

„Ach, überhaupt nicht!“ sagte das Mädchen. „Denn worin besteht der Sinn, ein Scharfrichter zu sein, wenn man nicht hinrichten kann?“ Und sie klemmte das Schwert unter den Arm, holte ihr Taschentuch hervor und ging unglücklich weinend davon.

6 Die Freaks von Phriex

„Na, habe ich nicht gut auf dich aufgepaßt?“ lachte das Brutkastenbaby, während er Hans Teig vom Thronsaal weg und eine breite Marmortreppe hoch führte.

„Das hast du wirklich,“ antwortete er dankbar. „Wirklich, mein lieber Chick, ich glaube, dieses gräßliche Königlein hätte mich verspeist, wenn du nicht gewesen wärst.“

„Klar hätte er das,“ sagte der Cherub und nickte heiter, „und wie wird er erst wild werden, wenn er merkt, daß es keine Eierkuchen mit Ahornsirup zum Tee gibt.“

Hans blieb stehen. „Es gibt keine?“ fragte er. „Ach, Chick! Ich fürchte, er wird dich dafür bestrafen, daß du ihn getäuscht hast.“

„Meinetwegen,“ verkündete das Kind. „Niemand soll einen Freund von mir essen, um den mich zu kümmern ich versprochen habe. Also komm, Hans Teig, und mach dir keine Sorgen. Ich habe ein schönes Zimmer im obersten Stock des Schlosses und ich teile es mit dir.“

So stieg Hans noch mehr Marmorstufen empor, bis Chick ihn schließlich zu einem hübschen Apartment im dritten Stock brachte.

„Wir sind da!“ rief das Baby. „Mach es dir bequem, Hans, denn wir brauchen das Königlein nicht vor morgen vormittag zu fürchten, und dann wird er vergessen haben, daß ich ihn zum Narren gehalten habe.“

Die erste Maßnahme unseres Helden war, die schwere Rüstung des Tolpatschs abzulegen und in einer Ecke des Zimmers zu stapeln. Als er von dem Gewicht des Metalls befreit war, kam er sich mehr wie er selbst vor und ging zum Fenster, um die Gegend zu betrachten.

„Es ist ein schöner Ort, Chick,“ bemerkte er.

„Oh, die Insel ist schon in Ordnung,“ antwortete das Kind. „Es sind die Leute hier, die alle nicht richtig sind, wie du bald herausfinden wirst. Ißt du jemals, Hans Teig?“

„Nie,“ sagte Hans.

„Dann werde ich, während du hier wartest, hinüber zur Meierei gehen und Milch zum Tee holen. Es macht dir nichts aus, wenn ich dich für ein paar Minuten allein lasse, ja?“

„Überhaupt nicht,“ erklärte er. „Aber es hat gerade angefangen, draußen zu regnen; du wirst naß werden, oder?“

„Spielt keine Rolle,“ lachte Chick, „ich werde schon nicht schmelzen.“

„Das ist bei mir anders,“ sagte Hans betrübt. „Wenn mein Lebkuchenkörper durchnäßt wird, zerfällt er in Stücke.“

Das brachte den Kleinen wieder zum Lachen, und er rannte fröhlich aus dem Zimmer und ließ Hans Teig allein, der aus dem Fenster starrte. Über ihm befand sich ein vorspringendes Gesims, deshalb hatte er seinen Kopf ziemlich weit hinausgestreckt, um die schöne Gegend zu betrachten, als er plötzlich eine Stimme in erstauntem Ton sagten hörte:

„Hallo, Nachbar!“

Als er sich nach links wandte, sah er aus dem Nebenfenster einen langen, kahlen Kopf ragen, der sich zu einer Spitze verjüngte und unter dem ein kleines, verhutztes Gesicht erschien, das sehr freundlich lächelte.

Hans verneigte sich höflich.

„So, so,“ sagte der Besitzer des Kahlkopfes. „Jetzt ist eine weitere Kuriosität auf unsere Insel gekommen! Einen Moment, ich laufe rein und mache Ihre Bekanntschaft.“ Kurz darauf betrat der Kahlkopf, der auf dem Körper eines kleinen, vertrocknet aussehendes Mannes saß, Hans' Zimmer und verbeugte sich artig.

„Ich bin Sir Pryse Bocks,“ sagte er, „und das Bemerkenswerte an mir ist, daß ich ein Erfinder bin, und zwar ein erfolgreicher. Sie sind, wie ich sehe, eine Delikatesse und sehr gerührt, weil ein frischgebackener Amerikaner. Ha, ha!“

„Erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen,“ entgegnete Hans und verbeugte sich. „Aber machen Sie keine Witze über meine Person, Sir Pryse. Ich bin stolz auf sie.“

„Ich respektiere Ihren Stolz, Sir,“ sagte der andere. „Er ist zweifellos quasi die Hefe im Teig. Ha, ha!“

Hans sah ihn vorwurfsvoll an und der kleine Mann wurde sofort ernst.

„Dieses Eiland ist voll von Erfindern,“ sagte er, „aber sie sind alle Spinner und bedeuten gar nichts – außer mir.“

„Was haben Sie erfunden?“ fragte Hans.

„Dies!“ sagte der andere und nahm ein kleines Rohr aus der Tasche. „Sie werden bemerken, daß es oft regnet – es regnet jetzt, wenn Sie hinausschauen. Und der Grund für den Regen ist der, daß die Wassertropfen durch die Anziehung der Gravitation auf die Erde fallen.“

„Vermutlich,“ sagte Hans.

„Nun, was tun die Leute gewöhnlich, wenn es regnet?“ fragte der kleine Mann.

„Sie murren,“ sagte Hans.

„Ja, und sie benutzen Regenschirme – *Regenschirme*, wohlgemerkt, um sich trocken zu halten!“

„Und das ist ganz vernünftig,“ meinte Hans.

Der Kahlköpfige lachte spöttisch. „Es ist lächerlich!“ sagte er zornig. „Ein Schirm ist ein großes, plumpe Ding, das der Wind einem aus der Hand reißt oder umstülpt, und die Leute borgen ihn immer und bringen ihn nie zurück. Ein Regenschirm, Sir, ist Mumpitz! Ein Überbleibsel aus dem finsternen Mittelalter! Ich habe den Gebrauch des Regenschirms vollkommen abgeschafft mittels dieser Erfindung – dieses kleinen Rohrs, das in der Tasche getragen werden kann!“

Er hielt ein kleines Instrument hoch, das wie eine Blechflöte aussah.

„Merkwürdig!“ sagte Hans.

„Nicht wahr? Sehen Sie, in diesem Rohr ist eine Abstoßungskraft gespeichert, welche die Gravitation überwindet und die Regentropfen wieder nach oben fliegen läßt. Man steckt das Rohr ins Hutband und läuft unerschrocken in den Regen hinein. Sofort schießen alle Regentropfen hoch in die Luft, und bevor sie wieder herunterfallen können, ist man schon weitergegangen! Dort, wo der Benutzer des Rohrs geht, ist es immer

trocken, denn es schützt ihn perfekt. Und wenn es zu regnen aufhört, steckt er es in die Tasche und es ist für das nächste Mal bereit. Ist das nicht großartig, Sir? Ist es nicht wundervoll? Ist nicht der Erfinder dieses Rohrs der größte Mensch der Welt?“

„Ich würde es gern ausprobieren,“ sagte Hans, „denn niemand braucht mehr Schutz vor Regen als ich. Da ich aus Pfefferkuchen bin, würde es mich ruinieren, naßzuwerden.“

„Richtig,“ pflichtete ihm der andere bei. „Ich leihe Ihnen das Rohr mit Vergnügen. Stecken Sie es in Ihr Hutband.“

„Ich habe keinen Hut,“ sagte Hans, und dann fiel ihm ein, daß er den Hut des Bäckers und seinen Kandisstock auf dem Strand hatte liegenlassen, wo er heruntergefallen war.

„Nun, dann tragen Sie das Rohr in der Hand,“ sagte der Erfinder. „Es wird auf diese Weise genauso gut funktionieren, aber es ist nicht so bequem.“

So nahm Hans das Rohr, und nachdem er dem kahlköpfigen Mann für seine Freundlichkeit gedankt hatte, verließ er das Zimmer und ging die Treppe hinunter und durch die große, leere Eingangshalle und hinaus auf den Hof.

Der Regen schien jeden nach drinnen getrieben zu haben, denn Hans konnte niemanden sehen.

Indem er das Rohr aufrecht hielt, lief er tapfer durch den Regen, und es war ihm eine große Freude zu sehen, daß in seiner Nähe nicht ein einziger Tropfen fiel. Tatsächlich: als er nach oben schaute, konnte er die fallenden Tropfen abrupt anhalten und dann zu den Wolken fliegen sehen, und er begann zu glauben, daß der kahlköpfige Erfinder wirklich ein so großer Mann war, wie er behauptete.

Nachdem er den schlüpfrigen Pfad durch die Felsen hinuntergestiegen war, überquerte er die Grünfläche und erreichte schließlich die sandige Küste, wo er den vom Regen durchweichten Hut des Bäckers fand. Als er ihn aufhob, sah er den krummen Griff des Kandisstocks aus dem Sand hervorlugen, zog ihn heraus und fand, daß er in ausgezeichnetem Zustand war, weil ihn nur wenig Feuchtigkeit erreicht hatte.

Aber als jetzt Hans Teig begann zurückzugehen, entdeckte er, daß seine Füße weich und geschwollen waren. Denn er war auf dem feuchten Boden und durch das nasse Gras gelaufen, und obwohl kein Regen auf ihn gefallen war, gerieten seine Füße in einen gefährlichen Zustand und die Lakritze in ihnen war klebrig geworden. Nachdem er wieder das Gras überquert hatte und zum Rand der Felsen gekommen war, bekam er Angst, denn Stückchen seines linken Schuhabsatzes fingen an zu bröckeln und auf den Weg zu fallen, und als er versuchte, auf seinen wackeligen Zehen zu gehen, waren sie so feucht und weich, daß er wußte, sie würden nicht lange halten.

Als er bestürzt stehen blieb, überraschte ihn eine weitere Kalamität. Denn das Rohr verlor plötzlich seine Abstoßungskraft und hörte auf zu funktionieren, und die Regentropfen prasselten auf seinen ungeschützten Körper und sanken dort ein. Er schaute sich mit einem Stöhnen des Entsetzens um und entdeckte ein rundes Loch oder einen Tunnel nahebei im Felsen. Er wankte hin, betrat den Tunnel und fand, daß ihn jetzt kein Regen erreichen konnte. Der Boden war glatt und trocken, und in der Ferne sah er ein Licht flimmern.

Da er es nicht wagte, weiter auf seinen breiigen Füßen zu laufen, ließ Hans sich auf Hände und Knie nieder und kroch auf das Ende des Tunnels zu. In dieser Haltung kam er nur langsam voran, aber bald hörte er ein Geräusch von Maschinen und fühlte die warme Luft eines Schmelzofens ihm entgegenwehen. Das machte ihm Mut und er kroch weiter, bis er einen großen, runden Raum erreicht hatte, wo ein hochgewachsener Mann mit einem Bart, der an einen Ziegenbock erinnerte, fleißig zwischen einer Anzahl von Maschinen arbeitete.

„Hallo!“ rief diese Person, als sie den Lebkuchenmann sah. „Was haben wir denn da?“

Stimme und Augen waren gleichermaßen freundlich, deshalb erzählte Hans dem Mann seine Geschichte und bat um Erlaubnis, seine Füße an dem glühenden Ofen zu trocknen.

„Machen Sie es sich bequem,“ sagte der Mann und wandte sich wieder seiner Arbeit zu.

Der Raum war elektrisch beleuchtet, warm und behaglich. Hans schob seine Füße so nahe an den Ofen, wie er es wagte, und spürte bald, wie die Hitze seine durchweichenden Füße trocknete. Es dauerte tatsächlich nicht lange, bis sein ganzer Körper so knusprig und fest wie zuvor war, und dann stellte sich unser Held auf die Füße und fand, daß der Schaden an seinem Absatz ihn kaum beim Gehen behindern würde.

„Was machen Sie?“ fragte er den Mann.

„Diamanten,“ entgegnete dieser ruhig. „Ich vermute, daß ich der einzige auf der Welt bin, dem es jemals gelungen ist, echte Diamanten herzustellen; aber man hat mir nicht geglaubt, wissen Sie, deshalb hat man mich auf die Insel Phriex geschickt. Hier habe ich die besten Diamanten fabriziert, die die Welt je gesehen hat, denn niemand mischt sich in meine Arbeit ein. Schauen Sie die hier an.“

Er schlug den Deckel einer großen Blechkiste auf und Hans sah, daß sie bis zum Rand voll mit glitzernden Edelsteinen von klarer weißer Farbe waren.

„Nehmen Sie ein paar,“ sagte der Mann und hielt ihm eine Handvoll hin. „Hier nützen sie mir nichts, weil ich sie nicht verkaufen kann. Aber ich habe jedenfalls die Befriedigung, sie zu machen. Greifen Sie zu!“

„Nein, danke,“ sagte Hans. „Ich kann Diamanten nicht gebrauchen, sowenig wie Sie.“

„Es kann eine Situation eintreten, wo Reichtümer eine große Hilfe für Sie sind,“ sagte der Mann, suchte drei sehr große Steine aus und preßte sie einen nach dem anderen in Hans Teigs Lebkuchenkörper.

„So!“ rief er. „Die sind jetzt sicher versteckt, und wenn Sie sie jemals brauchen, können Sie sie herauspolken und verkaufen. Diese drei Steine sind mehrere tausend Dollar wert, falls Sie irgendwann wieder in die Welt gelangen, wo Diamanten einen Wert haben.“

„Sie sind sehr großzügig,“ sagte Hans.

„Ach, überhaupt nicht, versichere ich Ihnen!“ sagte der Mann und wackelte bei jedem Wort, das er sprach, mit dem ziegenartigen Bart. „Auf dieser seltsamen Insel hat gar nichts einen Wert, nicht einmal Leben. Alles was ich mit meinen Diamanten tun kann, ist sie in die Krone und das Zepter des Königs zu stecken, deshalb habe ich einen großen Vorrat davon angelegt. Sehr bald werde ich das Dach des Thronsaals mit Diamanten bestücken und es wird ein hübscher Anblick sein, sie alle zusammen funkeln zu sehen.“

„Nun,“ sagte unser Held, „falls es aufgehört hat zu regnen, denke ich, daß ich mich verabschiede.“

„Scheren Sie sich nicht um den Regen,“ antwortete der Mann. „Hier gibt es eine Wendeltreppe, die nach oben direkt ins Schloß führt. Wenn Sie die benutzen, kann der Regen nicht an Sie heran. Der Tunnel, durch Sie hereingekommen sind, wird nur zur Ventilation benutzt.“

Hans dankte dem gefälligen Diamantenmacher und stieg die Treppe hinauf. Sie hatte eine Menge Stufen, aber nach einer Weile kam er zu einem Korridor des Schlosses und hatte kaum Schwierigkeiten, den Gang zu finden, der zu seinem Zimmer führte.

Als er dort entlangging, hörte er Klaviergeräusch und hielt an einer Tür an, um in den Raum zu spähen, denn er vermutete, daß jemand mit einem Vorschlaghammer auf die Tasten einhieb. Aber sofort schaute ein Mann mit flaumigem Haar hoch und sah ihn, und im nächsten Moment sprang er auf den Lebkuchenmann in derselben Weise, wie eine Katze auf die Maus springt, packte ihn schnell, zog ihn ins Zimmer und schloß und verriegelte die Tür.

Hans war erstaunt, aber der flaumhaarige Musiker ging im Zimmer hin und her, schwang die Arme und rief: „Ich habe sie! Ich habe sie endlich! Ich bin groß! Ich bin großartig! Ich bin besser als selbst Wagner!“ Er hielt inne, um Hans anzustarren. „Warum schreiest du nicht, du gebackener Idiot? Warum weinst du nicht vor Freude?“ rief er. „Sie ist groß, sage ich dir! Sie ist groß!“

„Was ist groß?“ fragte Hans.

„Die Symphonie! Die göttliche Symphonie, du herzloser Sirupkuchen oder Teufelsfraß oder was immer du bist! Und ich habe sie komponiert – *ich* – Tietjamus Toips! Ich bin größer als Wagner!“

„Ich habe sie nicht gehört,“ sagte der Lebkuchenmann.

Der Musiker warf sich auf das Piano und produzierte eine Folge von so bemerkenswerten Klängen, daß Hans überrascht war.

„Hast du sie verstanden?“ wollte der Flaumhaarige wissen, indem er wieder aufsprang.

„Nein,“ sagte Hans.

„Nein! Natürlich nicht! Niemand kann sie verstehen. Sie ist genial! Sie wird bei allen großen Konzerten gespielt werden. Die Kritiker werden zu ihrer Lobpreisung Kolumnen schreiben. Manche Leute können Wagner ein bißchen verstehen. *Mich* kann überhaupt niemand verstehen! Ich bin wundervoll! Ich bin hervorragend!“

„Nun,“ sagte Hans, „ich kann es nicht beurteilen. Mir kam es wie schreckliche Dissonanzen vor.“

Der Musiker warf sich auf die Knie und brach in Tränen aus.

„Danke, mein Freund! – Mein lieber Freund!“ sagte er zwischen den Schluchzern. „Solches Lob erfreut mein Herz und macht mich sehr glücklich! Ah! Herrlicher Augenblick, in welchem ich Musik erschaffe, die nicht verstanden wird und wie Dissonanzen klingt!“

Hans verließ denn Musiker, der immer noch Tränen des Glücks vergoß, und ging zu seinem Zimmer.

„Die Leute auf dieser Insel sind zweifellos absonderlich,“ überlegte er, „und ich bin wirklich sehr froh, daß ich ein normaler Lebkuchenmann bin und kein Spinner.“

Er fand bald den kahlköpfigen Erfinder der Abstoßungskraft auf ihn in seinem Zimmer warten.

„Nun, wie hat Ihnen das Rohr gefallen? Ist es nicht wundervoll?“ fragte er.

„Es ist schon recht wundervoll, wenn es funktioniert,“ sagte Hans, „aber es hat plötzlich damit aufgehört und mich fast ruiniert.“

„Ach, die Kraft war erschöpft,“ versetzte der Mann ruhig. „Aber das bedeutet nichts. Sie kann leicht erneuert werden.“

„Allerdings glaube ich,“ bemerkte Hans, „daß wann immer jemand Ihr Rohr als Schutz vor Regen benutzt, er für den Fall des Versagens einen Regenschirm dabei haben sollte.“

„Einen Regenschirm! Bah!“ rief der Erfinder und verließ voller Wut das Zimmer, wobei er die Tür hinter sich zuknallte.

7 Die Scharfrichterin

Bald darauf kam Chick zurück und sah so munter und fröhlich aus wie immer, aber als das Kind von Hans die Geschichte seiner Wanderungen im Regen hörte, wurde er tüchtig ausgeschimpft, daß er so leichtsinnig gewesen war.

„Du darfst den Erfindern keinerlei Beachtung schenken,“ sagte der Cherub. „Diese Insel ist voll von ihnen, und die meisten ihrer Erfindungen funktionieren nicht.“

„Das habe ich bemerkt,“ sagte Hans.

„Aber sie sind amüsant, wenn man sie nicht ernst nimmt,“ fuhr das Baby fort, „und da es den ganzen Nachmittag regnen wird, führe ich dich durchs Schloß, um ein paar der Spinner zu besuchen, die harmlos sind.“

Hans stimmte diesem Vorschlag gern zu; so nahm ihn Chick bei der Hand und führte ihn durch einige der breiten Flure, wobei er häufig anhielt, um diverse Erfinder und wissenschaftliche Forscher zu besuchen, die die verschiedenen Räume bewohnten. Sie freuten sich alle, das hübsche Kind zu sehen, und hießen Hans Teig fast genauso herzlich willkommen.

Einer bot dem Lebkuchenmann eine rauchlose Zigarre an, die er kürzlich erfunden hatte. Ein anderer wollte, daß er einer geräuschlosen Spieldose zuhörte, und war entzückt, als Hans erklärte, daß er überhaupt nichts hören konnte. Ein dritter wollte, daß er eine Portion heißen Eiskrem probierte, den er in einem glühenden Froster hergestellt hatte, und war bekümmert, weil der Lebkuchenmann so gestaltet war, daß er unmöglich etwas essen konnte.

„Wirklich,“ sagte Hans, „ich sehe keinerlei Nutzen dieser Sachen.“

„Oh, sie sind überhaupt nicht nützlich,“ erwiderte Chick und lachte, „aber alle diese Leute versuchen, etwas Ungewöhnliches zu tun, und die meisten tun es. Jetzt steigen wir auf diesen Turm und ich zeige dir, was ich eine wirklich feine Konstruktion nenne.“

So stiegen sie auf das oberste Ende eines der Türme, indem sie sich immer rund um eine enge Treppe wanden, bis sie auf eine breite Plattform kamen. Und auf dieser Plattform ruhte ein merkwürdiges Gerät, das ein bißchen wie ein Vogel aussah, denn es hatte zwei ausladende Schwingen und einen großen Rumpf, der so hell glitzerte, als wäre er aus Silber.

Als sie dastanden und auf diesen seltsamen Apparat schauten, öffnete sich eine Tür im Rumpf des Vogels und ein junger Mann kam heraus und begrüßte sie.

Hans hielt ihn für die wohl sympathischste Person in Aussehen und Benehmen, der er bisher auf Phriex begegnet war, natürlich mit Ausnahme seines Freundes Chick. Der junge Mann hatte ein melancholisches Gesicht, aber seine Augen waren freundlich und intelligent und seine Stirn gedankenvoll. Mit wenigen höflichen und wohlgesetzten Worten hieß er seine Besucher willkommen.

„Dies ist Imar,“ sagte Chick und stellte Hans vor, „und er hat eine richtige Flugmaschine erfunden.“

„Eine, die fliegt?“ fragte Hans neugierig.

„Natürlich,“ sagte das Baby. „Ich bin schon oft damit geflogen – stimmt's, Imar?“

„Gewiß doch,“ erwiderte der junge Mann. „Ich habe Chick oft auf einen Flug so weit wie vierzig Meter vom Turm mitgenommen. Wenn es nicht gerade jetzt regnen würde, machte mir nichts mehr Freude als Ihnen zu beweisen, daß meine Erfindung perfekt funktioniert.“

„Ich sehe, daß Sie sie einem Vogel ähnlich gemacht haben,“ bemerkte Hans, der an dem Apparat sehr interessiert war.

„Ja,“ sagte der träumerische Imar, „und der Grund, weshalb ich mit meiner Erfindung erfolgreich bin, ist der, daß ich mich eng an den Entwurf der Natur gehalten habe. Jeder Muskel einer Vogelschwinge ist in diesem Apparat kopiert. Aber anstatt ihn mit Lebenskraft zu betreiben, habe ich es notwendig gefunden, elektrische Batterien und Motoren zu verwenden. Vielleicht ist der Vogel nicht so gut wie ein echter, aber er fliegt recht ordentlich, wie Sie sehen werden, wenn ich Sie auf einen Flug mitnehme.“

Dann gestattete er Hans, den winzigen Raum im Rumpf des Vogels zu betreten; er war gerade groß genug, daß zwei Personen eng nebeneinander sitzen konnten. Und vor dem Sitz befanden sich diverse Knöpfe und ein silberner Hebel, mit denen der Flug des Apparats gesteuert wurde.

„Es ist sehr einfach,“ sagte Imar stolz. „Selbst Chick könnte den Apparat lenken, wenn er richtig instruiert ist. Der einzige Mangel der Erfindung ist, daß die Flügel zu leicht sind, um stark zu sein, und deshalb unternehme ich damit keine sehr langen Flüge.“

„Ich verstehe,“ sagte Hans. „Es ist ein recht weiter Weg bis zum Erdboden, falls etwas kaputtgehen sollte.“

„Stimmt,“ gab Imar betrübt zu, „und ich möchte mir nicht den Hals brechen, bevor ich einen größeren und besseren Apparat bauen kann.“

„Darüber darf man sich nicht wundern,“ sagte Hans. Dann dankte er dem Erfinder und folgte Chick die Wendeltreppe hinunter und durch die Flure zu ihrem Zimmer, wo sie saßen und plauderten, bis die Dunkelheit kam und das Brutkastenbaby zu seiner schneeigen Liegestatt trieb. Was den Lebkuchenmann betraf, so brauchte er weder Schlaf noch Ruhe, deshalb saß er still auf einem Stuhl und dachte an vieles, bis ein neuer Tag anbrach.

Am Morgen hatte der Regen aufgehört und die Sonne ging an einem blauen Himmel auf und überflutete die Insel mit ihren warmen und blendenden Strahlen. Chick war an diesem schönen Tag so fröhlich, daß er beinahe davontanzte, um sein regelmäßiges Frühstück von Milch und Haferflocken zu bekommen.

Aber bald darauf war Hans Teigs kleiner Freund wieder zurück an seiner Seite, und sie gingen zusammen Hand in Hand durch die Flure des Schlosses zum Thronsaal des Königsleins.

Sie fanden Seine Majestät bereits im Thron sitzen, auf der einen Seite daneben den fetten Nebbie schlafen und auf der anderen das Scharfrichtermädchen sorgfältig ihr Schwert schärfen.

„Das ist mein arbeitsreicher Tag,“ sagte das Königslein und nickte gnädig Chick und dem Lebkuchenmann zu. „Es gibt zu viele unnütze Leute in meinem Reich und ich werde ein paar von ihnen beseitigen. Setzt euch und seht dem Blitzen des Henkerschwerts zu.“

Dann wandte er sich an seine Wache und befahl:

„Bringt den General herein.“

Sofort führten sie einen soldatischen Mann in einer prächtigen Uniform vor das Königin. Er trug den Kopf aufrecht und seine Haltung war ruhig und gesetzt. Die Augen muteten stumpf und teilnahmslos an und er lief steif, als ob seine Glieder rheumatisch wären.

„Sire, ich grüße Euch!“ rief der General mit hohler Stimme. „Warum werde ich vor Euch als Gefangener gebracht – ich, der Held von hundert Schlachten?“

„Sie werden beschuldigt, dumm zu sein,“ sagte das Königin mit breitem Grinsen auf dem sommersprossigen Gesicht.

„Sire, bei der Schlacht von Waterloo –“

„Lassen Sie die Schlacht von Waterloo,“ unterbrach Seine Majestät. „Ich habe gehört, daß Sie als Folge Ihrer Dummheit über die ganze Welt verstreut sind.“

„Bis zu einem gewissen Grade, Sire, bin ich verstreut. Aber das ist die Folge von Tapferkeit, nicht Dummheit.“ Er schnallte den linken Arm ab und warf ihn auf den Boden vor dem Thron. „Den habe ich bei Bull Run verloren,“ sagte er. Dann hakte er das rechte Bein ab und warf es hin. „Das, Sire, wurde bei Sedan weggeschossen.“ Dann hob er plötzlich den rechten Arm, packte fest sein Haar und zog sich den Kopf von den Schultern. „Es stimmt, daß ich bei Santiago den Kopf verloren habe,“ sagte er, „aber ich konnte nichts dafür.“

Hans war verblüfft. Der alte General schien sehr leicht in Stücke zu fallen. Er hatte den Kopf unter den rechten Arm geklemmt und stand jetzt vor dem Königin auf einem Bein, wobei er eine bemerkenswert seltsame Erscheinung abgab.

Seine Majestät schien interessiert zu sein.

„Woraus ist Ihr Kopf gemacht?“ fragte er.

„Wachs, Majestät.“

„Und Ihre Beine?“ fuhr das Königin fort.

„Eins ist aus Kork und das andere, auf dem ich jetzt stehe – aus Lindenholz.“

„Und Ihre Arme?“

„Gummi, mein Königin.“

„Sie können gehen, General. Es gibt keinen Zweifel, daß Sie sehr dumm waren, so kaputtzugehen, aber es ist für die Königliche Scharfrichterin nichts übriggeblieben.“

Das Mädchen seufzte und prüfte die Schneide seiner Klinge, und der alte General setzte seinen Kopf auf, ließ Bein und Arm von den Wachen wieder an seinen Körper schnallen und hinkte davon, nachdem er sich tief vor dem Thron verbeugt hatte.

In diesem Moment war vor der Tür großer Lärm von Zanken und Kämpfen zu hören, und als alle Augen dorthin gerichtet waren, sprang ein hölzerner Indianer in den Saal, schwenkte einen hölzernen Tomahawk über dem Kopf und stieß schreckliche Kriegsrufe aus.

Ihm folgten mehrere aus der Bruderschaft der Defekten, die versuchten, ihn einzufangen. Der Unbeholfene stolperte und fiel platt aufs Gesicht, der Pechvogel geriet dem Tomahawk in die Quere und erhielt einen

Schlag auf den Kopf, der ihn flachlegte, und dem Tolpatsch wurde so heftig gegen das Schienbein getreten, daß er aufheulte und in sichere Entfernung davonhumpelte. Aber kurz vor dem Thron gelang es dem Unangenehmen, dem Schlechtgelaunten und dem Häßlichen, ein Seil um die Arme des Indianers zu schlingen und sie fest an seinen Körper zu fesseln, so daß er aufhörte, sich zu wehren.

„Was ist denn los?“ fragte das Königlein.

„Sir,“ sagte stolz der Indianer, „einst hatte ich die Ehre, eine schöne Figur vor einem Zigarrenladen zu sein, und jetzt wagen es diese elenden Defekten, mich zu beleidigen.“

„Er behauptet, sein Name sei Warze-auf-der-Nase,“ antwortete der Unangenehme, „und jeder kann sehen, daß es überhaupt keine Warze auf seiner Nase gibt.“

„Deshalb haben wir beschlossen, ihn zu bekämpfen,“ fügte der Häßliche hinzu.

„Und er hat es gewagt, Widerstand zu leisten,“ sagte der Schlechtgelaunte.

„Ich bin ein großer Häuptling,“ verkündete der Indianer und machte ein äußerst finsternes Gesicht. „Ich bin aus Eiche und meine Farbe ist die beste gebrauchsfertige, die es zu kaufen gibt!“

„Aber warum behauptest du, dein Name sei Warze-auf-der-Nase?“ fragte das Königlein.

„Ich habe das Recht, mich so zu nennen, wie es mir gefällt,“ antwortete der Indianer mürrisch. „Werden nicht weiße Mädchen Rosa oder Violetta genannt, obwohl sie nicht solche Farbe haben? John Brown war nicht braun, sondern weiß und Mary Green war nicht grün, sondern weiß. Wenn die Weißen uns mit ihren Namen täuschen, habe auch ich ein Recht dazu.“

„Also bei meinem – meinem – meinem –“ Das Königlein stieß den fetten Mann mit dem Zepter an.

„Altarium!“ schrie Nebbie aufspringend.

„Bei meinem Altarium!“ sagte das Königlein, „ich werde niemandem in meinem Reich erlauben, eine Unwahrheit zu sagen. Da keine Warze auf deiner Nase ist, mußt du des Todes sterben! Scharfrichterin, tu deine Pflicht!“

Die Defekten stellten dem Indianer ein Bein, so daß er aufs Gesicht fiel, und dann trat das Mädchen feierlich mit dem Schwert heran.

Dreimal schwang sie die blitzende Klinge um den Kopf und dann schaute sie das Königlein an und sagte:

„Nun?“

„Was ‚nun‘?“ fragte Seine Majestät.

„Ist es nicht an der Zeit, daß Ihr Euch anders besinnt?“

„In diesem Fall besinne ich mich nicht anders,“ sagte das Königlein. „Schlag ihm den Kopf ab!“

Das Mädchen schrie auf und wich zurück.

„Meint Ihr das wirklich?“

„Natürlich.“

„Ach, Majestät, ich kann doch dem armen Ding nichts antun!“ schluchzte die Scharfrichterin. „Es wäre einfach schrecklich! *Bitte* besinnt Euch anders, wie Ihr es immer getan habt.“

„Ich will nicht,“ sagte das Königlein streng. „Tu was ich dir sage, Maria Simpson, oder ich lasse dich als nächste hinrichten!“

Das Mädchen zögerte. Dann nahm sie das Schwert in beide Hände, schloß die Augen und schlug mit aller Kraft zu. Die Klinge traf den Hals des Indianers und zerbrach in mehrere Stücke.

„Er ist aus Holz, Majestät,“ sagte die Scharfrichterin. „Ich *kann* ihm einfach den Kopf nicht abschlagen.“

„Hol ein Hackmesser!“ schrie das Königlein. „Glaubst du etwa, ich erlaube Warze-auf-der-Nase zu leben, wenn er keine Warze auf der Nase hat? Hol sofort das Hackmesser.“

So holte das Mädchen ein großes Fleischerhackmesser, hob es hoch in die Luft und schlug, so kräftig sie konnte, es in den Hals des Indianers.

Das Messer stak im Hals fest, aber es schnitt nicht tief genug ein, um dem Opfer großen Schaden zuzufügen. Vielmehr lachte Warze-auf-der-Nase sogar und sagte dann:

„Da ist ein Astknoten in diesem Hals – ein guter eichener Knoten. Du könntest meinen Kopf nicht in tausend Jahren abhacken.“

Das Königlein war ungehalten.

„Zieh das Messer raus,“ befahl er.

Das Mädchen versuchte zu gehorchen, aber das Messer stak fest. Dann versuchten es die Defekten, einer nach dem anderen, aber es wollte sich nicht rühren.

„Schon gut, laßt es drin,“ sagte der Indianer, rollte sich herum und stand auf. „Es wird mich nicht im geringsten stören. Es wird vielmehr ein seltsames Ornament abgeben.“

„Hören Sie, Sir Hans Teig,“ sagte das Königlein an den Lebkuchenmann gewandt, „was soll ich machen? Ich habe gesagt, daß der Indianer sterben muß, weil er keine Warze auf der Nase hat. Und ich stelle fest, daß ich ihn nicht töten kann. Jetzt müssen Sie mir entweder sagen, wie ich aus dieser Verlegenheit komme, oder ich schlage *Ihnen* den Kopf ab! Und es wird nicht so schwer sein, Pfefferkuchen zu schneiden wie Holz, verspreche ich Ihnen.“

Diese Worte ängstigten Hans einigermaßen, denn er wußte, daß er in großer Gefahr war. Aber nachdem er einen Moment überlegt hatte, sagte er:

„Es scheint mir doch recht einfach zu sein, das Problem zu lösen, Majestät. Das einzige Vergehen des Indianers ist, daß er keine Warze auf der Nase hat.“

„Aber das ist ein großes Vergehen!“ schrie das Königlein.

„Nun, schnitzen wir ihm eine Warze auf die Nase,“ sagte Hans, „und alles wird gut.“

Das Königlein schaute ihn erstaunt an.

„Kann das gemacht werden?“ fragte er.

„Gewiß, Majestät. Es ist nur erforderlich, etwas vom Holz seiner Nase wegzuschneiden und eine Warze stehenzulassen.“

„Das mache ich!“ rief das Königlein hochofren. Und er ließ sofort den Königlichen Zimmermann kommen und ihn an der Nase des Indianers herumschnitzen, bis sich an ihrem Ende klar eine schöne Warze zeigte.

„Gut!“ sagte das Königlein.

„Gut!“ echote stolz der Indianer. „Jetzt wagt es keiner dieser erbärmlichen Defekten zu behaupten, mein Name sei nicht passend!“

„Es tut mir sehr leid wegen des Hackmessers,“ bemerkte das Königlein. „Du mußt es mit dir herumtragen, wo du auch gehst.“

„Das ist schon in Ordnung. Ich erweitere meinen Namen und nenne mich Warze-auf-der-Nase-und-Hackmesser-im Hals. Das ist ein feiner indianischer Name und niemand kann beweisen, daß er nicht stimmt.“

Mit diesen Worten verneigte sich der Holzindianer vor dem Königlein, stieß einen wilden Kriegsruf aus und stakste steif aus dem Saal.

„Bringt den nächsten Gefangenen herein!“ rief das Königlein, und Chick und Hans stockte vor Überraschung der Atem, als Imar in den Saal gebracht wurde. Der Erfinder des Flugapparats schien jedoch nicht die geringste Angst zu haben und verbeugte sich ruhig vor dem Thron.

„Was liegt gegen diesen Mann vor?“ wollte das Königlein wissen.

„Er wird beschuldigt, ein erfolgreicher Erfinder zu sein,“ sagte einer der Wachsoldaten. „Die anderen Erfinder machen geltend, daß niemand, der Erfolg hat, das Recht besitzt, auf Phriex zu leben.“

„Sehr richtig,“ erwiderte Seine Majestät. „Schlag ihm den Kopf ab, Maria.“

„Ach, Majestät! Mein Schwert ist zerbrochen!“ rief sie.

„Dann hol ein anderes.“

„Aber ich habe kein anderes Schwert, das geschärft ist,“ protestierte sie.

„Dann schärfe eins!“ versetzte der König finster blickend.

„Gewiß, Majestät. Aber ein Schwert kann nicht in einer Minute richtig geschärft werden. Es dauert mindestens bis morgen, um es fertig zu bekommen.“

„Dann,“ sagte das Königlein, „verschiebe ich die Hinrichtung auf morgen vormittag um neun Uhr. Wenn du zu dieser Zeit nicht bereit bist, ernenne ich einen neuen Königlichen Scharfrichter und du bist den Job los.“

„Ich werde bereit sein,“ sagte das Mädchen und ging Arm in Arm mit dem melancholischen jungen Mann davon, den sie lieb anlächelte.

„Das ist in Ordnung,“ flüsterte Chick Hans zu. „Imar passiert nichts, denn das Königlein wird morgen alles über ihn vergessen haben.“

„Und jetzt, meine Wachen,“ sagte Seine Majestät, indem er die Arme streckte und gähnte, „bringt mein zweibeiniges Pferd hierher, damit ich einen Ritt um mein Reich herum machen kann.“

Die Wachen führten bald darauf einen großen, grobknochigen Gaul herein, der statt vier nur zwei Beine hatte, und diese saßen in der Mitte des Rumpfes. Er schien ziemlich lebhaft zu sein und tänzelte nervös herum, so daß das Königlein große Schwierigkeiten hatte, auf den Pferderücken zu gelangen, wo ein Sattel aus purpurnem Samt und goldenem Tuch auflag.

„Kannst du nicht stillhalten?“ rief das Königlein.

„Ich kann, aber ich will nicht,“ sagte das Pferd in mürrischem Ton, denn es konnte offenbar sprechen.

„Ich prügele dich gründlich, wenn du dich nicht benimmst!“ schrie das Königlein.

„Ich trete dir in die Rippen, wenn du es wagst, mir zu drohen!“ versetzte das Pferd und legte die Ohren an.

„Was denn, du jämmerliches kleines, sommersprossiges Königlein, ich könnte mit dir durchgehen und dir den Hals brechen, wenn ich will!“

„Das stimmt,“ sagte Seine Majestät kleinlaut. „Ich bitte für meine harschen Worte um Verzeihung. Wir wollen doch Freunde sein!“

Das Pferd schnaubte wie vor Verachtung, und den Wachen gelang es schließlich, das kleine Königlein auf den Pferderücken zu hieven.

„Wirf diese Keule weg!“ rief das Pferd.

Seine Majestät gehorchte sofort.

„Jetzt,“ sagte das Tier, „sitzt du still und benimmst dich anständig, sonst schmeiße ich dich über meinen Kopf runter. Verstanden?“

„Verstanden,“ sagte das Königlein

„Sehr gut!“ meinte das Pferd. „Wenn du auf dem Thron sitzt, bist du ein Tyrann, aber wenn du auf einem Pferd sitzt, bist du ein Feigling, weil du in meiner Gewalt bist, und du weißt es. Jetzt gehen wir.“

Das Tier tänzelte mit dem Königlein auf dem Rücken durch die Halle und zum gewölbten Eingang hinaus, und als sie weg waren, brachen Hans und Chick zu einem Spaziergang am Strand entlang auf.

Aber kaum hatten sie den Hof betreten, als ein schrecklicher Schrei an ihre Ohren drang, und vor ihnen stand die Gestalt des furchtbaren Arabers!

8 Der Palast der Romantik

„Er muß ausgebrochen sein!“ rief Chick. „Rennen wir, Hans Teig, ehe er dich essen kann.“

Sofort wandte sich Hans zur Flucht und Chick ergriff seine Hand, um ihn anzutreiben. Ali Dubh war es tatsächlich gelungen, das Eisengitter seines Gefängnisses zu durchbrechen und sogar seine Hände von den Fesseln zu befreien. Aber seine Beine waren noch fest von den Knöcheln bis zu den Knien verschnürt, so daß er sich nur hüpfend vorwärts bewegen konnte.

Gleichwohl begann der Araber beim Anblick des Lebkuchenmannes, der mit seinem kostbaren Elixier getränkt war, mit langen Hüpfern auf sein Opfer zuzuspringen, und wären Hans und Chick nicht so schnell gerannt, hätte sie der Araber bestimmt bald eingeholt. Durch den Thronsaal flohen sie, Ali Dubh dicht hinter ihnen, und dann begannen sie, die Marmortreppe zu den oberen Stockwerken des Schlosses hochzusteigen.

Ihr Verfolger, keineswegs durch die gefesselten Beine entmutigt, hüpfte hinter ihnen die Stufen mit bemerkenswerter Schnelligkeit hoch.

„Beeil dich!“ rief Chick, „schnell, Hans Teig, sonst wirst du gefressen.“

Sie kamen zur zweiten Treppe, und immer noch folgte der Araber.

„Wir sind verloren,“ sagte Hans verzweifelt. „Diesmal kriegt er mich sicher.“

Aber Chick zerrte an seiner prallen braunen Hand und trieb ihn an, denn im selben Moment fiel dem Brutkastenbaby eine pfiifige Möglichkeit ein, den Lebkuchenmann zu retten. Immer noch mit Hans an der Hand rannte das Kind durch die oberen Flure zum Fuß des Turms von Imar und begann, die steilen Stufen so schnell wie möglich emporzuklettern. Zum Glück für die Fliehenden war es für Ali Dubh sehr schwierig, diese Treppe hüpfend hochzusteigen. Als er halb oben war, verlor er das Gleichgewicht und purzelte wieder hinunter, und dieser Unfall verschaffte Hans und Chick genug Zeit, um in den Rumpf des Vogelapparates zu gelangen, der noch auf dem Dach des Turms ausgestreckt lag.

„Schnell!“ rief das Kind, schloß die silberne Tür hinter ihnen und verriegelte sie. „Zieh diesen Hebel, und weg sind wir!“

„Ist es sicher?“ fragte Hans zögernd.

„Ist es sicher, gefressen zu werden?“ versetzte Chick.

Hans packte schnell den Hebel, zog ihn heran, und der riesige Vogel flatterte ein paarmal mit den Schwingen und erhob sich langsam in die Luft. Er segelte vom Dach weg, gerade als der Araber oben auf der Treppe erschien.

„Halt!“ schrie Ali Dubh. „Du gehörst mir, Hans Teig. Komm zurück und laß dich essen.“

„Kümmer dich nicht um ihn,“ sagte Chick und linste durch ein kleines Fenster im Boden des Vogelrumpfes auf den Araber. „Und mach dir keine Sorgen wegen dieses Flugapparates. Imar hat mir gezeigt, wie man ihn lenkt, und er wird uns schon irgendwohin bringen, keine Angst. Dieser Knopf, auf den ich gedrückt habe, startet ihn, und irgendwo gibt es einen anderen, der ihn anhält.“

„Wo?“ fragte Hans.

„Weiß ich nicht mehr. Aber mach dir nichts draus, wir wollen jetzt sowieso nicht anhalten.“

Hans bückte sich, um durch das kleine Fenster zu schauen, und sah die Insel Phriex unter ihm ausgebreitet liegen. Die Bruderschaft der Defekten stand an der Küste und beobachtete den Flug des Apparates, und das Königlein ritt ruhig auf seinem zweibeinigen Pferd dahin, ohne zu ahnen, daß das Brutkastenbaby und der Lebkuchenmann sein Reich für immer verließen und er sie wahrscheinlich niemals wiedersehen würde.

Der große Vogel flog gleichmäßig westwärts, und Chick lachte und plapperte und schien die Reise mächtig zu genießen. Sie flogen jetzt über dem Ozean, und bald wurde die Insel, die sie verlassen hatten, zu einem bloßen Fleck auf dem Wasser.

„Wo fliegen wir hin?“ fragte Hans.

„Weiß ich nicht,“ antwortete Chick.

„Was für ein Land liegt in dieser Richtung?“

„Ich habe nicht die leiseste Ahnung,“ sagte das Baby.

Hans wurde nachdenklich.

„Wie lange wird dieser Apparat fliegen?“ fragte er.

„Wer weiß?“ sagte Chick. „Imar hatte immer Angst, damit zu weit von der Insel zu fliegen. Wir müssen eben abwarten und es herausfinden.“

Das war nicht sehr ermutigend, aber jetzt war es zu spät, um zurückzukehren, weil die Insel Phriex in der Weite des großen Meeres verschwunden war. Außerdem, überlegte Hans, wäre er dort durch Ali Dubh in größerer Gefahr als in einer unerprobten Flugmaschine zu reisen. Das einzige, das sie tun konnten, war, die Flucht durch die Luft fortzusetzen, bis sie ein anderes Land sichteten – vorausgesetzt, daß der Apparat nicht plötzlich kaputtging. Zur Zeit schien er in Ordnung zu sein, und Hans' Bewunderung des Genies Imars, mit dem er ihn konstruiert hatte, wuchs fortwährend, als der Vogel ohne ein Anzeichen des Versagens immer weiter flog.

Chick hatte keine Angst, soviel war sicher. Das Baby lachte und sang kleine Lieder und schien so glücklich und zufrieden zu sein, als ob es sich auf festem Land befand; deshalb vergaß Hans nach und nach seine Furcht. Die Sonne war bis zum Horizont gesunken und suchte nach einem geeigneten Platz, um ins Meer zu tauchen, als die Reisenden weit entfernt von ihnen etwas entdeckten, das hell auf dem Wasser glitzerte. Keiner konnte bestimmen, was das Glitzern bedeutete, bis sie näher kamen und ein kleines, felsiges Eiland sahen, auf dem ein enormer Palast stand, der aus reinem Gold erbaut schien und viele kristallene Fenster in der Kuppel und in den Wänden aufwies.

„Das ist aber ein schöner Ort,“ sagte Hans. „Laß uns auf der Insel landen.“

„Okay,“ erwiderte Chick. „Ich schau mal, ob ich herausfinden kann, welcher Knopf das Ding anhält.“

Das Baby drückte auf einen der Knöpfe und sofort schoß der Vogel höher in die Luft.

„Das ist er nicht!“ rief Hans in jäher Angst.

Chick drückte einen anderen Knopf und der Apparat begann, enge Kreise zu ziehen.

„Meine Güte!“ sagte Hans, „was passiert mit uns?“

Chick lachte und drückte auf einen weiteren Knopf.

„Einer von ihnen *muß* zum Anhalten sein,“ verkündete er fröhlich, „und es gibt nur noch zwei.“

Der Vogel hielt mit einem schnellen Flattern der Schwingen an und flog langsam nach unten.

„Ah, jetzt sind wir okay,“ gab das sonderbare Kind vergnügt bekannt, „denn es ist nur noch ein Knopf übrig, und wenn ich ihn drücke, Hans Teig, mußt du den silbernen Hebel zurückschieben und direkt auf den goldenen Palast zusteuern.“

Abwärts, abwärts sanken sie, und zum Glück erfolgte der Abstieg zu dem flachen Dach eines Palastflügels. Als sie es fast erreicht hatten, drückte Chick, der das Dach durch das kleine Fenster im Auge behielt, den letzten Knopf, während Hans den Hebel herumwarf.

Sofort landete der Apparat mit einem Bums, der die Kandiszähne des Pfefferkuchenmannes aufeinander-schlagen ließ.

„Mann!“ sagte Chick. „Das war vielleicht ein Stoß! Hoffentlich ist nichts kaputtgegangen.“

„Ich glaube nicht, daß ich jemals wieder damit fliegen werde,“ sagte Hans, glättete die Falten in seiner glasierten Hemdbrust und schob den Hut des Bäckers aus den Augen, über die er gerutscht war. „Diese Luftschiffe sind mir zu gefährlich.“

„Wieso, der Vogel hat dir das Leben gerettet und macht das vielleicht wieder,“ sagte Chick. „Ich für mein Teil mag es durchaus, durch die Luft zu fliegen. Man weiß nie, was als nächstes passiert. Und sieh mal, wieviel Glück wir haben! Das ist der einzige Teil des Palastdaches, der flach ist, und wir haben ihn haargenau getroffen. Wären wir auf eine dieser Spitzen gefallen,“ – er zeigte auf die zahlreichen Türme und Minarette – „wären unsere Uhren in diesem Moment stehengeblieben.“

„Du hast eine merkwürdige Art, dich auszudrücken, mein Freund,“ sagte Hans und schaute ernst auf das Kind. „Das enorme Wissen, das ich durch das Elixier erworben habe, hat mir nichts von deiner Art und Weise beigebracht, so verdreht zu sprechen.“

„Das ist aber schade,“ antwortete Chick. „Ich kann nicht immer ausmachen, was du meinst, aber du weißt immer, was ich meine, stimmt's?“

„Fast immer,“ gab Hans zu.

„Dann beklag dich nicht,“ sagte das Baby sanft, und der Lebkuchenmann schaute mit einem verwirrten Ausdruck auf seine Füße und dann wieder auf das lächelnde Gesicht des Kindes und seufzte.

Inzwischen waren sie aus dem Rumpf des Vogels geklettert und standen auf dem Dach. Es lag so hoch über den Felsen, daß es Hans schwindlig wurde, wenn er hinabschaute, aber Chick entdeckte bald eine Falltür, die über eine winzige Treppe nach unten in den Palast führte. Sie stiegen die Stufen hinab, und nachdem sie einen schweren Vorhang, der vor einer Tür hing, beiseite geschoben hatten, kamen sie auf einen breiten Korridor, der durch das obere Stockwerk des Palastes verlief. Er führte zu einem weiteren Korridor und dann noch einem, aber obwohl sie sich in diesem Labyrinth von Fluren hierhin und dorthin wandten, begegnete ihnen niemand. Die gefliesten Fußböden und getäfelten Wände waren sehr schön und prächtig, aber sie sahen so gleich aus, daß sich unsere Abenteurer völlig verirren, bis sie zufällig auf eine breite Treppe stießen,

die nach unten zum nächsten Stockwerk führte. Diese Stufen waren mit weichen Läufern belegt und die Geländer waren aus filigranem Gold. Immer noch war niemand auf der Treppe oder in den Fluren zu sehen und der Palast war so still wie nur möglich.

Schließlich fanden sie eine weitere Treppe und stiegen zum ersten Stock des Palastes hinab, wo sie durch prächtige Salons und Galerien kamen, bis ein Gesumme angenehmer Stimmen ihr Ohr erreichte.

„Ich bin sehr erleichtert,“ sagte Hans, „denn ich hatte schon geglaubt, der Palast sei unbewohnt.“

„Gehen wir weiter,“ erwiderte Chick, „und schauen wir, wer diese Leute sind.“

Indem sie sich erst nach rechts und dann nach links wandten und jetzt einem hochgewölbten Marmorflur folgten, fanden sich die Abenteurer plötzlich vor schweren Vorhängen aus karmesinrotem Samt wieder, hinter dem deutlich die Geräusche von Lachen und fröhlicher Unterhaltung vieler Leute zu hören waren.

Sie schoben die Vorhänge beiseite und betraten einen prachtvollen überkuppelten Raum von solch exquisiter Schönheit, daß er selbst Chick erstaunt stehenbleiben ließ.

Ringsum in die Wände und in die Decke waren hübsche Fenster eingesetzt, die aus farbigen Glasstücken bestanden und sehr ergötzliche Bilder darstellten. Zwischen den Fenstern hingen Tafeln aus gehämmertem Gold; in das Metall waren viele funkelnde Edelsteine gefügt. Der Fußboden war mit unschätzbaren, reizend gemusterten Teppichen bedeckt, und die Einrichtung bestand aus vielen Sofas und Sesseln, die das höchste Maß an Bequemlichkeit darboten.

Fontänen parfümierten Wassers sprudelten hier und dort und fielen in goldene Bassins zurück, und kleine Tische waren über den Raum verstreut und trugen Tablett mit köstlichen Erfrischungen.

Im Raum saßen Gruppen von Damen und Herren, alle prächtig gekleidet, leise sprechend, von kultiviertem und höflichem Benehmen und mit freundlichen Gesichtern.

Sie schauten mit freudiger Überraschung auf, als der Lebkuchenmann und Chick eintraten, und die Herren erhoben sich alle und verbeugten sich artig vor den Fremden.

„Willkommen!“ riefen die Damen in gedämpftem Chor, und dann traten zwei vor und führten ihre unerwarteten Gäste zu Sitzen genau in der Mitte des Raumes. Andere boten ihnen Erfrischungen an, bei denen Chick eifrig zulangte, denn er war hungrig. Hans Teig war genötigt zu erklären, daß er nicht aß, und sie akzeptierten seine Worte sehr liebenswürdig und machten keine Bemerkungen über seine ungewöhnliche Person.

Als das Kind fertiggegessen hatte, sagte Hans:

„Darf ich fragen, was für ein Palast das ist und wer auf dieser Insel herrscht?“

Die Damen und Herren wechselten bedeutsame Blicke und lächelten, aber einer gab mit respektvoller Stimme eine Antwort:

„Mein Herr, dies ist der Palast der Romantik, und wir haben überhaupt keinen Herrscher, weil jeder von uns die gleiche Macht und Autorität über die anderen besitzt.“

„Wir verbringen die Zeit,“ sagte ein anderer, „indem wir Geschichten von Romanzen und Abenteuern erzählen, und wenn ein Fremder in unseren Palast kommt, fordern wir ihn auf, uns mit dem Erzählen aller Geschichten, die er kennt, zu amüsieren.“

„Das ist eine gerechte Forderung,“ erwiderte Hans. „Ich glaube, ich werde diesen Palast der Romantik mögen, obwohl ich nicht viele Geschichten kenne.“

„Je mehr Erzählungen Sie kennen, desto länger werden Sie sich an unserem Palast erfreuen,“ bemerkte ernst eine Dame.

„Wie das?“ fragte Hans überrascht.

Sie schwiegen eine Weile und hörten auf zu lachen. Aber schließlich sagte einer der Herren:

„Unsere Gesetze zwingen uns, jeden Fremden zu töten, nachdem er uns alle Geschichten erzählt hat, die er kennt. Es bekümmert uns sehr, euch dies zu sagen, aber die Gesetze können nicht geändert werden, und der Tod ist sehr einfach und tut nicht sehr weh. Denn ihr werdet durch eine Falltür in eine lange Rutsche geworfen, die zum Meeresgrund führt, und man sagt, daß Ertrinken kaum unangenehm ist.“

Bei diesen Worten sah Hans Teig jetzt bleich und besorgt aus und selbst der lachende Chick wurde nachdenklich. Mehrere der Damen wischten sich mit zierlichen Taschentüchern die Augen, als ob sie Kummer wegen des Schicksals der Fremden hätten, und die Männer seufzten alle mitfühlend.

„Warum können wir nicht leben und uns eurer angenehmen Gesellschaft anschließen?“ fragte Hans. „Warum sind eure Gesetze so streng zu Fremden?“

„Wir zählen genau hundert – fünfzig Damen und fünfzig Herren,“ lautete die Antwort. „Und da die Insel klein ist, würde eine große Anzahl Leute den Palast überfüllen und ihn ungemütlich machen. Wir locken keine Fremden hierher, aber wir wagen es auch nicht, sie entkommen zu lassen und der Welt von unserer schönen Heimstatt zu berichten, denn dann wäre der Ozean weiß von den Schiffen neugieriger Leute, die uns besuchen kommen. So wurden vor langer Zeit die Gesetze erlassen, die uns zwingen, jedwede Fremden zu vernichten, die zufällig auf unseren Zufluchtsort stoßen. Aber ihr seid in keiner unmittelbaren Gefahr. So lange wie eure Geschichten dauern, werdet ihr leben, und während ihr lebt, werdet ihr euch an jedem Genuß erfreuen, den unser Palast bietet.“

Hans versuchte zu überlegen, wie viele Geschichten er durch die Wirkung des magischen Elixiers kannte, aber die erschreckende Mitteilung, die er gerade erhalten hatte, verwirrte seinen Geist so sehr, daß ihm alle Erinnerungen an romantische Erzählungen aus dem Kopf vertrieben waren.

„Laß gut sein,“ flüsterte Chick. „Alle Geschichten außer den wahren müssen erfunden werden, deshalb denke ich mir ein paar aus. Und mach dir keine Sorgen, Hans Teig. Ich bin schon in schlimmerem Schlamassel gewesen, kann ich dir sagen.“

Der Lebkuchenmann wußte nicht genau, was Chick meinte, aber der zuversichtliche Ton milderte seine Verlegenheit und erfüllte ihn mit Hoffnung. Die Damen und Herren setzten Chick und Hans in die Mitte ihrer Gruppe, zogen ihre Sessel heran und waren bereit, aufmerksam der Geschichte des Kindes zu lauschen.

Man könnte annehmen, das Leben des Brutkastenbabys sei erst so kurz gewesen, daß es überhaupt keine Geschichten kannte, aber Chick war voller Phantasie und froh über die Gelegenheit, wundersame Erzählungen für Zuhörer zu erfinden. Und das Kind hatte beschlossen, die Geschichten so lang und interessant zu

machen, daß schließlich eine Möglichkeit entdeckt würde, dem Tod zu entgehen. Der Flugapparat stand noch auf dem Dach, und wenn es ihnen gelang, ihn zu erreichen, wäre es nicht notwendig, sie durch die Falltür ins Meer zu werfen.

So begann Chick, der Gesellschaft eine Geschichte von einem erstaunlichen silbernen Schwein zu erzählen, das einst in Dagupan lebte (wo immer das sein mag) und der König aller Schweine in diesem unermeßlichen Land war. Sein Quieken konnte über sieben Meilen gehört werden, beteuerte das Kind ernst, und seine Füße waren so schnell und unermüdlich, daß es an einem einzigen Tag hätte um die Welt laufen können, wenn es keine Ozeane gäbe, die es aufhielten.

Die Damen und Herren waren an der Geschichte höchst interessiert und hörten sehr aufmerksam zu, als Chick von einer Unzahl wunderbarer Abenteuer berichtete, die das Silberschwein erlebte. Das Tageslicht schwand und die goldenen Lampen wurden angezündet, aber immer noch setzte das Brutkastenbaby die Geschichte fort.

Schließlich unterbrach jemand aus der Gesellschaft die Erzählung, um zu sagen, daß es Schlafenszeit sei und sie sich alle zurückziehen müßten, daß aber Chick am nächsten Tag mit der Geschichte fortfahren sollte.

Das war genau das, was der Cherub wollte, und gleich darauf wurden Hans und sein Gefährte zu schönen Gemächern begleitet, und die Gesellschaft der Damen und Herren hatte ihnen liebenswürdig und freundlich gute Nacht gewünscht.

9 Das silberne Schwein

„Wie lang ist die Geschichte vom silbernen Schwein?“ fragte Hans, als sie in ihrem Zimmer allein waren.

„So lang, wie ich sie machen will,“ antwortete Chick fröhlich.

„Aber angenommen, sie kriegen sie satt“ gab Hans zaghaft zu bedenken.

„Dann machen sie gleichzeitig mit uns und der Geschichte ein Ende,“ lachte das Kind. „Aber darauf wollen wir nicht warten, Hans Teig. Dieser Palast ist kein gesunder Aufenthaltsort für Fremde, deshalb denke ich, je schneller wir von hier wegkommen, desto besser. Wenn alle schlafen, gehen wir zu der Stelle, wo unsere Maschine steht, hoch aufs Dach, und fliegen weg.“

„Sehr gut,“ stimmte Hans mit einem Seufzer der Erleichterung zu. „Ich hatte schon angefangen zu glauben, wir würden von diesen netten Damen und Herren umgebracht.“

Sie warteten ein paar Stunden, um sicherzugehen, daß alle anderen im Palast schliefen, schlichen dann leise aus dem Zimmer und begannen nach dem Treppenhaus zu suchen. Die Flure sahen so gleich aus und waren so verwirrend, daß es nicht einfach war, aber endlich, als sie schon verzweifeln wollten, stießen sie auf das Treppenhaus und stiegen zum oberen Stockwerk des Palastes hoch. Und jetzt verliefen sie sich richtig in dem Labyrinth sich kreuzender Korridore, die sich in alle Richtungen erstreckten, und sie kamen auch nicht zu dieser besonderen Tür, die zu den Stufen führte, auf denen sie von dem kleinen flachen Dach, wo der Flugapparat stand, herabgestiegen waren. Oft kam es ihnen so vor, als hätten sie die richtige Stelle gefunden, aber die Treppe führte dann zu einer Kuppel oder einem Turm, die oder den sie nicht kannten, und sie waren gezwungen zurückzukehren.

Der Morgen fand das Kind und den Lebkuchenmann immer noch durch die endlosen Flure wandern, und schließlich mußten sie die Suche abbrechen und wieder ihr Zimmer aufsuchen.

Den ganzen folgenden Tag fuhr das blonde, blauäugige Baby mit der seltsamen Erzählung vom silbernen Schwein fort, der die Damen und Herren des Palastes der Romantik mit wahren Gefallen zu lauschen schienen. Denn sie hatten sich schon vor langer Zeit gegenseitig alle Geschichten erzählt, an die sie sich erinnern oder die sie sich ausdenken konnten, so daß es ein seltenes Vergnügen für sie war, von den wunderbaren Abenteuern des Silberschweins Chicks zu hören, und sie waren sich darin einig, daß je länger die Geschichte dauerte, desto mehr Freude sie daran hatten.

„Ich hoffe, du wirst für einige Tage nicht sterben,“ sagte eine Dame lieb lächelnd zu dem Kind.

Das brachte Chick zum Lachen.

„Machen Sie sich keine Sorgen um mich,“ antwortete er. „Wenn Geschichten am Leben erhalten, werde ich an Altersschwäche sterben.“

Als wieder die Schlafenszeit nahte, war die Geschichte vom Silberschwein immer noch nicht zu Ende, und abermals wurden Chick und der Lebkuchenmann höflich zu ihrem Gemach begleitet.

Sie verbrachten die zweite Nacht mit einem weiteren vergeblichen Versuch, die Treppe zu dem flachen Dach zu finden, und am Morgen wußten sie so wenig wie zuvor über den Standort ihrer Flugmaschine.

Trotz der Tapferkeit des Kleinen war die Aufgabe, das silberne Schwein durch so viele Abenteuer zu bringen, sehr schwer, und das Kind war vom Schlafmangel erschöpft. An diesem dritten Tag erwartete Hans, daß Chicks Erfindungskraft aufgebraucht sein und sie beide durch die Falltür ins Meer geworfen würden. Chick dachte auch ans Meer, aber der Gedanke verlieh dem Kind noch einen Einfall und es ließ das Silberschwein über die Seite eines Schiffes stürzen und auf dem Meeresboden landen, wo es (fuhr Chick fort) die Bekanntschaft hübscher Meerjungfrauen und riesiger grüner Hummer machte sowie eine Amaryllis vor einem wilden und unangenehmen Seedrachen rettete. Dieser Teil der Geschichte wurde bald richtig aufregend, und als es wieder Schlafenszeit wurde, glaubten die Zuhörer gern, sie würden am nächsten Tag mehr über das berühmte silberne Schwein erfahren.

Aber Chick wußte sehr gut, daß die Geschichte jetzt bis an die äußerste Grenze ausgedehnt worden war, und als sie allein waren, nahm das Kind die Hand des Lebkuchenmannes und sagte:

„Wenn wir diese Treppe heute nacht nicht finden können, Hans Teig, ist unser Spiel aus. Denn morgen abend werde ich auf dem Grund der tiefen blauen See sein, und die Fische werden ein schönes Abendbrot von eingeweichtem Brutkastenbaby an Pfefferkuchen haben.“

„Erwähne doch bitte nicht so etwas Gräßliches,“ rief Hans erschauernd. „Die Treppe existiert bestimmt, denn wir sind auf ihr heruntergekommen, also wollen wir noch einmal sorgfältig nach ihr suchen.“

Das taten sie, indem sie stundenlang die Flure auf und ab gingen, jeden Vorhang, zu dem sie kamen, beiseite schoben, aber sie fanden niemals die enge Treppe, die zu dem flachen Dach führte.

Selbst als es Tag wurde, brachen sie die Suche nicht ab, denn sie konnten ihren Weg viel besser sehen, als sich auf schummerigen Fluren bei dem ungewissen Mondlicht entlangzutasten, und weil die Gefahr mit jedem Moment größer wurde, verdoppelten sie ihren Eifer bei der Suche.

Auf einmal hörten sie sich nähernde Schritte, und da sie mitten in einem langen Korridor standen, preßten sie sich an die marmorne Wand, um der Entdeckung zu entgehen. Sofort gab die Wand nach und Hans stolperte rückwärts in einen anderen Flur, während der Cherub der Länge nach auf ihn fiel. Denn sie hatten sich gegen einen Vorhang gelehnt, der so bemalt war, daß er als eine Wand des äußeren Flurs erschien, und jetzt fanden sie sich an einer Stelle wieder, die sie noch nicht erkundet hatten.

Die Flüchtlinge rappelten sich hastig auf die Füße und rannten den Korridor hinunter, bis sie an dessen Ende auf einen weiteren schweren Vorhang stießen, der, als sie ihn beiseite schoben, genau die Treppe verbarg, die sie so lange und erfolglos gesucht hatten.

Mit Freudensrufen stiegen Chick und Hans schnell die Stufen hoch und fanden sich auf dem flachen Dach wieder.

Der fliegende Vogel lag da, wie sie ihn verlassen hatten, und sie waren gerade dabei hineinzuschlüpfen, als das Geräusch von Schritten, die die Treppe heraufkamen, zu hören war.

„Schnell!“ rief das Kind. „Spring rein, Hans Teig!“

„Ist es sicher?“ fragte Hans, der daran dachte, wie sie auf das Dach geknallt waren.

„Nun, es heißt entweder Luft oder Wasser für uns, mein Freund, und ich ziehe die Luft vor,“ lachte Chick, die Wangen rot vor Aufregung.

Hans zögerte nicht länger und war gleich darauf im Rumpf des Vogels. Chick kletterte hinterher und drückte sofort auf den elektrischen Knopf, während Hans den silbernen Hebel betätigte.

Die großen Schwingen begannen zu schlagen, gerade als eine Anzahl Männer auf das Dach kamen und angesichts des offenkundigen Versuchs ihrer Gefangenen zu fliehen laute Rufe ausstießen. Aber die starken Fittiche des Vogels warfen sie um wie Kegel, und bevor sie wieder auf die Füße kommen konnten, war der Flugapparat hoch in der Luft und weit außerhalb ihrer Reichweite.

10 Pittypat und die Mifkets

„Diese Erfindung funktioniert besser, als ich nach diesem Stoß dachte,“ bemerkte Hans, während sie über die weite Fläche der sich dahinwälzenden Wellen flogen.

„Sie ist aber ein bißchen wacklig,“ sagte Chick. „Merkst du nicht, daß sie etwas nach der Seite flattert?“

„Ja,“ antwortete Hans, „und es kommt mir vor, als ob der Vogel nicht mehr so schnell wie zuerst fliegt.“

„Schätze, die 'Lektrizität geht zur Neige,“ versetzte Chick ruhig. „Wenn sie's tut, was passiert dann?“

„Wir werden ertrinken, nehme ich an,“ sagte Hans. „Ich verstehe nichts von Elektrizität, denn die Weisheit, die ich von dem magischen Elixier beziehe, datiert weit zurück bis hinter die Entdeckung des elektrischen Fluidums.“

„Deine Weisheit ist kahlköpfig, fürchte ich,“ bemerkte das Kind und lächelte über die ernste Miene des Lebkuchenmannes. „Aber sieh mal! Ist das nicht eine andere Insel dort drüben?“ fuhr Chick fort, nachdem er durch eines der kleinen Fenster geschaut hatte.

„Es scheint eine Insel zu sein,“ erwiderte Hans, indem auch er durch das Fenster starrte.

Während er noch sprach, machte der Vogel einen Ruck und schoß nach unten dem Meer entgegen, wobei er in einem solchen Winkel abkippte, daß Chick und der Lebkuchenmann aus ihren Sitzen geschleudert wurden. Hans' Glasaugen zeigten den Ausdruck von Furcht, aber Chick lachte so fröhlich, als bestünde gar keine Gefahr, und begann, mit großem Elan die elektrischen Knöpfe einen nach dem anderen zu drücken.

Das Resultat war, daß der Flugapparat innehielt, sich aufrichtete, höher stieg, ein paarmal herumkreiste und dann schnell nach Westen segelte. Chick kletterte auf den Sitz zurück und drehte das Steuerrad, um die Maschine direkt zu der Insel zu lenken, die sie gesehen hatten.

„Wenn wir sie in der Luft halten können, bis wir zu dieser Insel kommen, ist mir egal, was hinterher passiert,“ sagte das Kind. „Aber wenn wir ins Meer geschmissen werden, können wir nicht sehr weit schwimmen, fürchte ich.“

„Ich kann überhaupt nicht schwimmen,“ entgegnete Hans, „denn nach drei Zügen wäre der Lebkuchen durchweicht und zerfiel in Stücke. Und das Wasser würde das Elixier, mit dem ich gemischt bin, verdünnen und alle seine magischen Kräfte vernichten. Übrigens, was macht das Ding jetzt?“

„Es wird wackliger. Aber was soll's. Es macht mächtig Spaß, stimmt's, Hans Teig?“

„Nicht gerade Spaß,“ sagte Hans ernst, „aber ich will zugeben, daß diese Reise ziemlich aufregend ist.“

Genau da knallte etwas und sie hörten ein schnelles Surren von Maschinerie im Inneren des Vogels, ein Quietschen, das wie ein Klagelaut der Verzweiflung klang, und dann ein dumpfes Krachen. Der große Apparat zitterte, hörte auf, mit den Flügel zu schlagen, und blieb in der Luft stehen wie ein enormer Drache.

„Es ist aus,“ sagte Chick. „Das Ding ist hinüber.“

„Was geschieht jetzt?“ fragte Hans ängstlich.

„Abwarten,“ versetzte Chick lachend.

„Es ist gemein zu lachen, wenn wir in solch ernster Gefahr sind!“ sagte Hans vorwurfsvoll.

„Quatsch!“ rief das Kind. „Es könnte mein letzter Lacher sein, und ich wäre blöd, ihn mir entgehen zu lassen.“

Der Vogel schwebte immer noch, denn seine breiten Flügel waren bis zum äußersten gerade ausgestreckt, aber in jedem Moment segelte die Maschine dem Meer entgegen, und obwohl sie sich zweifellos der Insel näherten, konnten weder Hans noch Chick einschätzen, ob es ihr schließlich gelang, das Ufer zu erreichen oder ob sie ins Wasser fiel.

Selbst der unbekümmerte Cherub hielt den Atem an, um die abschließende Katastrophe zu verfolgen, und Hans, der sich mit jedem Schicksal, das ihn erwartete, abgefunden hatte, durchlebte nichtsdestoweniger die angstvollsten Augenblicke seines kurzen Daseins.

Der Vogel segelte abwärts, landete ein paar Meter vor dem Ufer im Wasser und schwamm an der Oberfläche. Chick und Hans wagten es nicht, die 'Tür zu öffnen, aus Angst, den Ozean hereinzulassen und zu ertrinken. Sie konnten auch nicht sehen, wo sie waren, denn das grüne Wasser drückte gegen die kleinen Fenster. So saßen sie schweigend in dem Apparat, bis ein plötzlicher Ruck erfolgte und der Vogel auf die Seite rollte und ruhiglag.

„Wir sind gerettet!“ rief der Cherub. Denn jetzt erhob sich eines der Fenster über das Wasser und ermöglichte ihm zu sehen, daß der Vogel an die Küste der Insel getrieben war und unbeweglich auf dem Strand saß.

Chick machte die Tür auf, kroch hinaus und half dann Hans, von dem Apparat auf den Strand zu springen, ohne sich die Füße naß zu machen. Und es war nur ein Glück, daß sie so schnell handelten, denn kaum waren sie sicher auf der Insel, als eine große Welle heraneilte, die kaputte Flugmaschine packte und sie wieder ins Meer rollte, wo sie schnell auf den Grund sank und für immer ihren Blicken entschwand.

„Das ist okay,“ sagte das Kind. „Ich würde mir sowieso nichts mehr daraus machen, mit dem Ding zu fliegen. Du etwa, Hans Teig?“

„Nein,“ antwortete der Lebkuchenmann. „Aber was war es für eine Schande, Imar zu beschuldigen, ein erfolgreicher Erfinder zu sein! Hätte das Königlein von Phriex unseren Flug beobachten können, wüßte es, daß Imar das Problem der Flugmaschine noch nicht gelöst hat.“

„Dennoch hat sie uns von zwei schlimmen Orten fortgebracht,“ sagte Chick, „und das ist alles, was wir von ihr wollten. Komm, Hans Teig, erkunden wir unsere Insel.“

Unsere Abenteurer brauchten nicht lange, um zu entdecken, daß sie an einem wirklich bemerkenswerten Ort waren. In der Nähe des Ufers befand sich ein Streifen Land, der auf den ersten Blick mit Gras bedeckt schien, als ihn aber Chick von nahem untersuchte, stellte er sich als eine Masse winziger Bäume heraus, die dicht beisammen standen, und jeder Baum war voll von kleinen und zarten Blättern. Und weil die Bäume nur wenige Zentimeter hoch waren, sahen sie aus der Entfernung tatsächlich wie Gras aus und erwiesen sich als weich und angenehm, wenn man darauf lief.

Aber hinter diesem Rasen türmte sich ein Wald auf, der so seltsam und großartig war, daß Chick und Hans in erstaunender Scheu den Atem anhielten, als sie auf ihn schauten. Denn sie erblickten eine wirre Menge der

prächtigsten Pflanzen, die man sich vorstellen kann, von denen die meisten breite Blätter so groß wie Schiffssegel und mit äußerst lebhaften Farben hatten. Es gab violette und karmesinrote Blätter Seite an Seite mit strahlend gelben und rosa-, blau- und bernsteinfarbenen, und dazwischen große Büschel reinweißer Blätter, die an Schönheit mit denen einer Lilie wetteifern konnten. Manche der riesigen Waldpflanzen waren niedrig und breit – nicht größer als ein gewöhnliches Haus –, aber viele schossen in die Höhe wie Kirchtürme. Und seltsam war die Tatsache, daß sie alle Büschel von Blumen mit vielen schönen Formen und Mustern trugen. Und die Blumen wiesen verschiedene Schattierungen von Grün auf – von einem zarten Erbsengrün durch alle unterschiedlichen Abstufungen zu strahlendem Smaragdgrün und bis hin zu dunklem Flaschengrün. Doch die Blumen waren die einzigen Grüntöne in dem ganzen weiten Wald prächtiger Pflanzen – die so großartig unter den Strahlen der Sonne glühten, daß die Augen unserer Freunde geradezu geblendet waren, als sie hinstarrten.

„Meine Güte!“ stieß Chick hervor. „Ist das nicht herrlich, Hans Teig?“

„Ja, wirklich ganz prächtig und schön,“ antwortete der Lebkuchenmann. „Aber ist dir schon der Gedanke gekommen, kleiner Freund, daß es in dieser Farbenwildnis vielleicht nichts für dich zu essen gibt?“

„Essen?“ rief Chick. „Natürlich, Hans Teig, ich bin gerade jetzt hungrig! Ich hatte keinen Bissen zu essen, seit ich den Palast der Romantik verlassen habe, und jetzt, wo du es erwähnst, bin ich halb verhungert. Und vielleicht gibt es kein Fitzelchen Haferflocken oder Sahne auf der ganzen Insel!“

„Kannst du nicht etwas anderes essen?“ fragte Hans.

„Oh, vermutlich könnte ich schon. Aber anderes Essen könnte mich krank machen, mußt du wissen. Brutkastenbabys müssen mit ihrer Ernährung sehr vorsichtig sein.“

„Aber wenn du nicht ißt, wirst du sterben,“ sagte Hans, „deshalb ist es besser für dich, zu essen was immer du findest.“

„Vielleicht gibt es im Wald Früchte,“ sagte Chick nachdenklich, „aber es ist ein so seltsamer Wald, daß die Früchte wahrscheinlich giftig sind.“

„Trotzdem ist es besser, du probierst sie,“ beharrte der Lebkuchenmann. „Wen du nicht ißt, stirbst du, und wenn du vergiftet wirst, stirbst du. Aber es gibt eine Chance, daß du gesunde Früchte statt vergifteter findest. Ich bedauere, daß es in meinem ganzen Speicher an Wissen, den ich von dem arabischen Elixier habe, keine Kenntnis solches Waldes oder der Früchte gibt, die diese knallbunten Pflanzen tragen mögen.“

„Nun, du wartest hier, bis ich wiederkomme,“ sagte Chick fröhlicher. „Ich gehe erkunden und schaue, was ich finden kann. Du brauchst dir jedenfalls keine Sorgen zu machen, bevor es nötig ist.“

Damit winkte der Kleine Hans Teig mit der molligen Hand zu, rannte in den Wald und verschwand unter den großen purpur- und orangefarbenen Blättern.

Und jetzt fiel es dem Lebkuchenmann ein, an sich selbst eine Untersuchung vorzunehmen und festzustellen, in welchem Ausmaß er Schaden erlitten hatte, seit er heiß und frisch aus Monsieur Jules' Bäckerei gekommen war.

Seine schöne Hemdbrust war an verschiedenen Stellen eingerissen und mit winzigen schwarzen Flecken gesprenkelt, wo sich das Pulver der Rakete eingebrannt hatte. Auch die linke Schulter war von verbranntem Pulver geschwärzt, und er hatte einen der Bonbonknöpfe an seiner roten Weste verloren. Ferner war einer seiner Schuhabsätze leicht zerbröckelt, und es gab drei Markierungen in seinem Körper, wo die Diamanten in ihn hineingepreßt worden waren, abgesehen von dem Lanzenstoß des Tolpatschs.

Diese Schäden waren jedoch nicht ernst, und er begann, sich zu seinem Entkommen zu beglückwünschen, als er ein merkwürdiges Gefühl in der Nase spürte. Er hob die Hand und fand, daß das äußerste Ende seiner Nase auf irgendeine Weise bei der Flucht aus dem Palast der Romantik abgebrochen war, und das beeinträchtigte doch seine Erscheinung. Die Entdeckung ließ ihn bedauernd seufzen, und als er sich im jungen Sonnenlicht umschaute, schien es ihm, als sei seine Sicht irgendwie verdreht und unnatürlich geworden. Das konnte er zunächst nicht begreifen und stand ziemlich verstört und unglücklich auf. Dann hatte er eine Idee und er fühlte an seine Glasaugen und merkte, daß eines – das linke – sich in der Augenhöhle gelockert und nach innen gedreht hatte, was ihn schielen ließ. Dies heilte er, indem er das Auge mit dem Finger drehte, bis es wieder geradeaus schaute und zu dem anderen Auge paßte, aber später verdrehte es sich öfter und störte ihn, bis er es wieder geradegerückt hatte.

Während er auf Chicks Rückkehr wartete, spazierte Hans am Rand des Waldes entlang und setzte sich auf einen großen gelben Pilz, der stark genug war, sein Gewicht zu tragen. Es schien eine friedliche Insel zu sein, und der Lebkuchenmann war von seiner Umgebung sehr angetan, ohne in diesem Moment etwas von all den äußerst gefährlichen Abenteuern zu ahnen, die ihm zustoßen sollten, bevor er dieser glitzernden Küste den Rücken kehrte.

Vor seinen Füßen fiel der Strand sanft ab, bis er auf die Wogen des blauen Ozeans traf, und auf dem Sand lagen viele Muscheln mit seltsamen Formen und Farben. Der Hauch des Windes war voll vom Duft der Blumen, und in den Waldpflanzen sangen viele Vögel süße Lieder.

Als er so die Wellen, die Vögel und die Blumen wahrnahm, hörte Hans ein leichtes raschelndes Geräusch, und als er seine Glasaugen nach unten richtete, sah er zu seinen Füßen ein kleines Tier, das auf den Keulen saß und ihn mit großen und erstaunten Augen betrachtete.

„Wer bist du?“ fragte der Lebkuchenmann, „und wie heißt du?“

„Ich heiße Pittypat und bin ein Kaninchen,“ antwortete das Tier. „Aber sag mir bitte, wer *du* bist und wie dein Name lautet, denn ich habe noch nie jemanden wie dich gesehen.“

„Ich bin ein Lebkuchenmann und heiße Hans Teig,“ erwiderte er bereitwillig. Und dann, ängstlicher, fragte er: „Ißt du Lebkuchen, Freund Pittypat?“

„Wirklich nicht,“ lautete die Antwort. „Ich ziehe Klee und süße Wurzeln vor. Aber beantworte bitte noch eine Frage: Wie kommt es, daß du meine Sprache verstehst und mit mir sprechen kannst?“

„Die kann ich dir sicher nicht beantworten,“ sagte Hans, „es sei denn, daß es die Wirkung des Elixiers ist. Das scheint für fast alles verantwortlich zu sein, verstehst du?“

Das Kaninchen verstand es natürlich nicht und sah seine neue Bekanntschaft ratlos an.

„Gibt es noch mehr wie dich auf dieser Insel?“ fragte Hans Teig.

„O ja, es gibt viele von uns!“ rief das Kaninchen. „Aber nicht so viele wie Mifkets.“

„Und was ist ein Mifket?“ fragte Hans.

„Eine Kreatur, die weder Tier noch Mensch ist,“ antwortete Pittypat. „Und die Mifkets herrschen auf dieser Insel, weil sie größer und wilder als wir Kaninchen sind. Auch kenne ich viele Eichhörnchen und Vögel und Mäuse und den Feenkönig der Biber – denn ich bin hier sehr bekannt. Aber ich mag die Mifkets nicht und flitze davon, wenn sie nahekomen. Es gibt noch einen springenden Bären, der auf einem Berg dort drüben lebt, und einst hatte er behauptet, der König aller Tiere hier zu sein. Aber die Mifkets fanden heraus, daß unser Bär bei weitem nicht so schrecklich ist, wie es scheint, deshalb lehnten sie es ab, ihm zu gehorchen, und haben jetzt einen eigenen König. Ich meinsteils mag jedoch den braunen Bären von allen unseren Einwohnern am liebsten, denn er ist von fröhlicher Natur und tut niemandem etwas.“

„Aber gibt es keine Menschen – keine Leute wie *mich* auf dieser Insel?“ fragte Hans.

„Ganz gewiß niemanden wie dich,“ antwortet Pittypat und schaute den Lebkuchenmann mit seinen großen Augen an. „Was Menschen betrifft, so gibt es drei, die bei den Mifkets wohnen, auf der andren Seite des Waldes.“

„O je!“ seufzte Hans, „es tut mir leid, das zu hören. Wer sind sie?“

„Nun, eine ist die Prinzessin, und die Prinzessin ist sehr schön und reizend,“ erwiderte Pittypat. „Sie ist nicht viel größer als das Kind, das ich vor ein paar Minuten hier bei dir gesehen habe, aber unsere kleine Prinzessin wird von jedem Geschöpf auf der Insel geliebt – außer vielleicht von den Mifkets, die nur sich selbst lieben.“

„Wohnt die Prinzessin in einem Palast?“ fragte Hans.

„O ja, in einem schönen Palast aus den großen Blättern des Roi-Baumes, die nach unten gebogen und mit den Enden am Boden befestigt sind. Eines der Blätter ist als Tür lose geblieben, und in diesem so gebildeten Raum wohnt die Prinzessin in großer Pracht und Einsamkeit und schläft auf einem Bett aus duftendem Moos.“

„Mag sie Lebkuchen?“ fragte Hans nach einer nachdenklichen Pause.

„Ich glaube nicht, daß sie weiß, was Lebkuchen ist,“ erwiderte das Kaninchen. „Aber du kannst sicher sein, daß dir die Prinzessin nichts antut, wie sehr sie vielleicht auch Lebkuchen mag.“

„Ich bin froh, das zu hören,“ sagte Hans. „Aber eure Prinzessin ist nur einer von diesen drei Menschen, die du erwähnt hast. Wer sind die anderen?“

„Ihr Vater und ihre Mutter,“ sagte das Kaninchen. „Die drei sind hier vor Jahren in einem kleinen Boot gelandet. Sie hatten Schiffbruch erlitten, nehme ich an, und das Boot liegt noch an der Nordküste. Aber die schrecklichen Mifkets nahmen Vater und Mutter der Prinzessin gefangen und machten sie zu Sklaven, die sie zu bedienen und ihre Wünsche zu erfüllen haben, und weil das kleine Mädchen zart und nicht sehr kräftig war, ließen sie sie allein in dem Roi-Baum-Palast wohnen und verspotteten sie, indem sie sie Prinzessin

nannten. Wenn sie aufwächst und kräftig wird, werden sie auch sie zur Sklavin machen, denke ich, aber sie ist so zart und schwach, daß niemand von uns Kaninchen glaubt, sie werde lange leben.“

„Das alles ist sehr interessant,“ sagte Hans. „Ich würde diese Menschen sehr gern kennenlernen.“

„Dann komm mit mir mit und ich lenke deine Schritte dorthin, wo sie sind,“ versprach das Kaninchen.

„Ich muß warten, bis Chick zurückkommt,“ sagte der Lebkuchenmann und schaute hinüber zum Wald.

„Ist Chick das Kind, das ich in den Wald habe gehen sehen?“ fragte das Kaninchen.

„Ja,“ erwiderte Hans. „Es ist ein Brutkastenbaby und sehr lustig und freundlich. Chick sollte in wenigen Minuten zurück sein.“

„Ich bin ziemlich nervös, wenn Kinder in der Nähe sind,“ erklärte zögernd das Kaninchen. „Bist du sicher, daß Chick freundlich ist?“

„Sehr,“ sagte Hans mit Überzeugung, „mach dir also keine Sorgen, Freund Kaninchen.“

In diesem Moment kam der Cherub herbeigeeilt, mit beiden Händen voller Früchte, die wirklich seltsam geformt waren, aber köstlich rochen und sehr verlockend aussahen.

„Ich werde nicht verhungern, Hans Teig!“ lautete die fröhliche Begrüßung. „Der Wald ist voll von Obstpflanzen und ich habe schon ein paar gegessen und bin nicht vergiftet worden. Aber wo hast du das hübsche Kaninchen gefunden? Und wie zahm scheint es zu sein!“

„Das ist ein Freund von mir namens Pittypat und ich habe entdeckt, daß ich seine Sprache sprechen kann,“ erwiderte Hans. „Auch gibt es hier eine Prinzessin in der Nähe, und Pittypat hat versprochen, uns zu ihrem Palast zu führen.“

„Okay!“ rief Chick und aß fleißig von den Früchten. „Gehen wir gleich.“

Hans drehte sich zu dem kleinen Tier neben ihm um und sagte in der Kaninchensprache: „Wir sind bereit loszugehen, mein Freund.“

„Ihr werdet auf die Mifkets treffen, müßt ihr wissen,“ sagte Pittypat ziemlich besorgt.

„Egal, wir haben keine Angst,“ antwortete Hans kühn, und Chick, der noch nichts von den Mifkets gehört hatte, fuhr fort, in völliger Gemütsruhe das Obst zu essen.

Das Kaninchen huschte herum, stellte für einen Moment die Ohren auf, schnüffelte die Luft und sauste dann mit langen, graziösen Sprüngen einen winzigen Pfad entlang, der durch den prächtigen Wald führte.

11 Die Inselprinzessin

Hans setzte sich den Hut des Bäckers (er – der Hut – zeigte deutliche Anzeichen häufiger Zerknitterung) auf seinen Lebkuchenkopf, nahm den Rest seines Kandisstocks auf und folgte der Führung des weißen Kaninchens. Chick kam hinterher, indem er leicht den Pfad entlangtrippelte. Ehe sie noch unter dem leuchtendfarbigen riesigen Blattwerk weit gegangen waren, machte Pittypat einen plötzlichen Schlenker und verschwand in einem Loch. Hans Teig blieb natürlich stehen und schaute mit seinen Glasaugen umher, um zu sehen, was aus seinem neuen Freund geworden war, und im selben Moment fiel ein seltsames Wesen von einem oberen Blatt und stellte sich dem Lebkuchenmann in den Weg. Ein weiteres folgte und dann noch eins, und die drei fremdartigen Geschöpfe sahen Hans neugierig an, als seien sie ebenso von der Begegnung überrascht wie er. Chick drängte sich eng an die Seite des Lebkuchenmannes und starrte mit großen Augen auf die Neuankömmlinge.

Wohl nirgendwo sonst auf der Welt konnte man solche ungewöhnlichen Kreaturen finden wie diese Mifkets. Ihre Köpfe sahen aus wie Kokosnüsse und waren mit groben, kurzgeschnittenen Haaren bedeckt, die oben auf dem Schädel hochstanden und in einer Spitze endeten. Ihre Gesichter waren wie Kitt mit kleinen, glänzenden Augen, die hell glitzerten, mit flachen Nasen und breiten, grinsenden Mündern. Die Körper der Mifkets waren birnenförmig, die Beine waren kurz und die Arme lang. Als Kleidung trugen sie auf recht geschickte Weise verdrillte und geflochtene bunte Blätter der Waldpflanzen, und alles in allem waren sie den Geschöpfen, die unseren Teil der Welt bewohnen, so unähnlich wie man sich nur vorstellen kann.

„Ah, dies müssen die Wesen namens Mifkets sein,“ bemerkte Hans Teig laut in einer Sprache, die er noch nie zuvor benutzt hatte, die aber für solche Geschöpfe gut zu passen schien.

„Das ist einfach genug zu erraten,“ versetzte einer aus der Gruppe, wobei er sich dem Lebkuchenmann näherte und ihm frech sein Kittgesicht entgegenstreckte, das er auf beunruhigende Weise runzelte und verzerrte. „Es ist einfach genug zu erkennen, daß wir Mifkets sind, aber was beim Juckelpluck bist du? Und was für ein fremdes Menschenkind ist das da bei dir?“

„Ich bin ein Lebkuchenmann,“ antwortete Hans würdevoll, „und das ist mein Freund Chick.“

„Wir wissen, was ein Mann ist, und wir wissen, was ein Kind ist, aber was ist Lebkuchen?“ wollte ein anderer Mifket wissen.

„Ich bin Lebkuchen,“ sagte Hans.

„Wir glauben dir aufs Wort,“ knurrte das dritte Geschöpf. Und dann fügte es hinzu: „Was macht ihr hier?“

„Stillstehen, im Moment,“ sagte Hans ernsthaft.

Zu seiner Überraschung fingen bei dieser Antwort alle drei zu lachen an, und sie schienen so amüsiert zu sein, daß einer dem anderen einen fidelen Klaps aufs Ohr gab, den dieser an den dritten weiterreichte. Aber der dritte – der Knurrende – wandte sich plötzlich gegen Hans Teig und versetzte ihm solch einen schallenden Hieb an den Kopf, daß der Schlag Hans für einen Moment benommen machte. Da ballte Chick zwei fette Fäuste und stürzte sich so wild auf die merkwürdigen Mifkets, daß sie über die wütenden Püffe, die sie

empfangen, mächtig erstaunt waren und ein paar Schritte vom Pfad zurückwichen. Gleich bekam Hans Teig wieder einen klaren Kopf und führte einen heftigen Schlag mit dem Kandisstock gegen die wilden Waldbewohner. Zu seinem großen Erstaunen ließ der Hieb alle drei auf den Boden purzeln, wobei einer den anderen umstieß. Denn so groß war die Energie und Kraft, die das magische Elixier seinem Lebkuchenarm verlieh, daß ihm die Mifkets nicht standhalten konnten.

Chick lachte fröhlich über das Geheul ihrer Feinde, die sich schnell aufrappelten und in die Blätter der riesigen Pflanzen sprangen, wo sie den Blicken entzogen waren. Aber das Geräusch ihres raschen Rückzugs war zu hören, bis es in der Ferne erstarb.

Jetzt steckte das Kaninchen die Nase aus dem Loch, in dem es sich versteckt hatte, und sagte:

„Wacker gemacht, Kleiner. Wacker gemacht, Hans Teig. Doch ich warne euch, hütet euch vor diesen schlimmen Mifkets, die euch jetzt für ihre Feinde halten.“

„Mir egal,“ sagte Chick, „und ich habe keine Angst,“ fügte Hans hinzu, der sich sehr freute, daß er so stark war.

„Nun, setzen wir unseren Weg fort,“ schlug Pittypat vor, „denn ich möchte, daß ihr unsere süße Prinzessin seht. Aber ich rate euch, wann immer ihr auf weitere dieser Mifkets trifft, versucht freundlich zu ihnen zu sein. Es gibt nämlich hunderte von ihnen und nur zwei von euch.“

„Das hört sich nach einem guten Rat an,“ stimmte Hans zu.

Sie gingen wieder den Pfad entlang, der sie bald aus dem Wald zu einem anderen Teil der Küste führte, wo sich eine felsige Landzunge in der Form einer Mondsichel ins Meer krümmte und eine hübsche Bucht bildete, in der ein kleines Boot ankerte. Am inneren Rand dieser Landzunge stand, der Bucht zugewandt, eine große Pflanze, deren breite, farbige Blätter nach unten gebogen waren, um einen kuppelförmigen Raum zu bilden, während ein Blatt hochgeklappt war und eine Öffnung frei ließ, die als Eingang diente.

„Ihr müßt am Eingang pfeifen und die Prinzessin wird erscheinen,“ sagte Pittypat. „Ich kann mit ihr nicht sprechen wie mit dir, Mr. Teig, deshalb verlasse ich euch jetzt und renne nach Hause, um meinen Leuten von den neuen Freunden zu erzählen, die ich gefunden habe.“ Nach diesen Abschiedsworten sauste das Kaninchen davon und Hans und Chick näherten sich scheu dem ungewöhnlichen Palast der Prinzessin.

„Kannst du pfeifen, Chick?“ fragte der Lebkuchenmann, und als Antwort erzeugte das Baby durch die gespitzten rosa Lippen einen so schrillen Ton, daß Hans vor Überraschung zusammenschrak.

Gleich darauf erschien im Eingang des Pflanzenpalastes ein Mädchen, und Hans und Chick verneigten sich tief und standen dann bewegungslos, um auf das schöne Antlitz zu starren, dem sie sich gegenüber sahen. Denn diese unechte Prinzessin der Mifkets war das lieblichste und süßeste Mädchen, das man jemals erblickt hat, und so rund und unschuldig waren ihre klaren Augen und so sanft und gewinnend ihr Lächeln, daß wenn man sie nur einmal ansah, man sie von Herzen liebte. Hans wunderte sich nicht, daß die wilden Geschöpfe des Waldes dieses Mädchen abgesondert hatten als zu heilig, um ihre Sklavin oder Gefährtin zu werden, und er akzeptierte diese schiffbrüchige Heimatlose als echte Prinzessin und huldigte ihr von diesem Moment an treu ergeben an ihrem Schrein.

Chick, der fest mit breit gespreizten braunen Füßen dastand und mit molligen Fäusten die letzte der Waldfrüchte umklammerte, während wirre Locken achtlos das lachende Gesicht umflossen, bot einen starken Kontrast zu der kleinen Dame, die mit zierlichen Schritten vor den Eingang trat, um die Fremden zu begrüßen. Die Prinzessin trug ein Gewand aus geflochtenen Blättern, die von den Inselepflanzen gepflückt waren, aber so zart und graziös war ihre Gestalt, daß jede Art von Kleid zweifellos passend und kleidsam erschien, wenn das Mädchen es trug.

„Hallo!“ sagte Chick. „Wir kommen dich besuchen.“

„Das freut mich,“ antwortete das Mädchen mit sanfter Stimme, während sie herankam und den rosigen Mund des Cherubs küßte. „Es ist schrecklich einsam an diesem Ort, wenn man niemanden zum Spielen oder zur Gesellschaft hat. Aber darf ich fragen, wer ihr seid?“

„Das ist Hans Teig,“ antwortete der Cherub kurz, „und ich bin Chick.“

„Ich freue mich, eure Bekanntschaft zu machen,“ sagte das Mädchen. „Man nennt mich Prinzessin, aber das ist sicherlich nur Spott.“

„Aber wirst du nicht wie eine Prinzessin behandelt?“ fragte Hans.

„Ja, und deshalb bin ich so einsam,“ erwiderte das Mädchen traurig. „Die bösen Mifkets haben meinen armen Vater und meine Mutter zu Sklaven gemacht und verspotten mich, indem sie mich in diesem Baumhaus einsperren und es einen Palast und mich Prinzessin nennen. Aber tatsächlich bin ich ebenso ein Sklave wie meine lieben Eltern.“

„Kannst du nicht ausgehen, wenn du möchtest?“ fragte Chick.

„O ja, aber die Insel ist klein und es gibt niemanden zum Spielen außer Pittypat, der ein weißes Kaninchen ist, und Para Petz, ein springender brauner Bär.“

„Was für seltsame Gefährten!“ sagte Hans. „Pittypat bin ich begegnet und mag das weiße Kaninchen sehr, aber ein springender brauner Bär muß ein schreckliches Geschöpf sein.“

„Überhaupt nicht, versichere ich euch,“ erwiderte das Mädchen ernst. „Wartet nur, bis ihr ihn trifft, und ihr werdet sehen, daß er niemandem etwas tun könnte, selbst wenn er wollte, und es nicht wollte, selbst wenn er es könnte.“

„Das ist okay,“ sagte Chick.

„Aber behandeln dich die Mifkets auf irgendeine Weise schlecht?“ fragte Hans.

„O nein, bis jetzt haben sie mir nicht wirklich etwas zuleide getan,“ antwortete die Prinzessin, „aber ihr Naturell ist so hassenswert, daß ich in ständiger Furcht vor ihnen bin. Ihr müßt natürlich auf die Mifkets treffen, weil ihr die Insel nicht verlassen könnt, und ihr müßt ihnen gehorchen wie wir alle. Aber vielleicht wird Mr. Teig, weil er aus Lebkuchen ist, mit mehr Respekt als Menschen behandelt.“

„Oder mit weniger,“ sagte Hans schauernd. „Nichtsdestoweniger werden wir den Mifkets mutig begegnen und ich mache mich nicht selbst unglücklich, indem ich Angst vor ihnen habe.“

„Ich auch nicht,“ sagte Chick. „Sie sind nur Bestien.“

„Dann werde ich euch, wenn ihr mir bitte folgen wollt, zum Dorf des Königs führen,“ sagte das Mädchen, „und dort könnt ihr auch Vater und Mutter antreffen.“

„Sehr gut,“ stimmte Hans zu. „Aber ich muß dir sagen, daß wir bereits mit dreien dieser Kreaturen aneinandergeraten sind und sie mühelos besiegt haben.“

„Ich habe sie in die Pfanne gehauen,“ fügte der Cherub nickend und lachend hinzu.

Die Prinzessin führte sie auf einem Weg tief in den Wald unter den breiten Blättern der Pflanzen, die so dicht standen, daß sie nahezu das Tageslicht aussperrten und den Weg düster und furchterregend machten. Aber bald war eine große Lichtung erreicht, in deren Mitte sich eine felsige Erhebung befand, bedeckt mit einem breiten, flachen Stein. Rings herum standen Häuser aus heruntergebogenen riesigen Blättern der Pflanzen, die mit hölzernen Pflöcken am Boden befestigt waren und auf diese Weise runde Räume bildeten. Keines dieser Häuser schien so schön zu sein wie der Palast der Prinzessin, aber sie waren groß und vielfarbig, und als unsere Freunde die Lichtung betraten, kam ein Schwarm Mifkets aus den Eingängen, umringte die Fremden und beäugte sie neugierig.

Auf dem flachen Stein in der Mitte der Lichtung lag zurückgelehnt ein bejahrter Mifket, der sich träge sonnte und dem Geplapper seiner Genossen keine Beachtung zu schenken schien. Doch zu eben diesem Stein führte die Prinzessin nach einem halb ängstlichen Blick auf seinen Bewohner ihre neuen Freunde, und alle Mifkets, groß und klein, folgten ihnen und bildeten einen Kreis um sie und den Alten.

„Das ist der König,“ flüsterte das Mädchen. „Gebt acht, ihn nicht zu erzürnen.“

Dann kniete sie demütig vor dem flachen Stein, welcher als Thron diente, und Hans Teig kniete neben ihr. Aber Chick stand aufrecht und lachte über den Anblick des faulen Mifket-Königs, der vor ihm dalag.

Das kurze, rauhe Haar, das den Kopf des Königs bedeckte, war weiß und bekundete, daß er sehr alt war, und seine Kleidung war aus reinweißen Blättern geflochten, was ihn von allen anderen seiner Schar unterschied.

Als er das Gemurmel um sich herum hörte, wälzte der König seinen fetten Körper langsam um und setzte sich auf, wobei er sich die Augen rieb, um sie von den Spinnweben des Schlafes zu befreien. Dann schaute er auf Hans und Chick und grunzte. Sofort rannte aus einer Behausung gleich hinter dem Thron ein kleiner Mann und eilte mit einer Kürbisflasche voll Wasser zum König. Daraus trank der alte Mifket gierig, und während er damit beschäftigt war, ergriff die Prinzessin die Hand des kleinen Mannes und drückte sie zärtlich.

„Das ist mein Vater,“ flüsterte sie Hans und Chick zu.

Der kleine Mann schien aufgeregt und nervös zu sein, aber das wurde vielleicht von der Angst verursacht, in der er ständig lebte. Er hatte wenige Haare auf dem Kopf, aber er trug einen Kinnbart, der hellrot und üppig gewachsen war und hübsch mit seinen hellblauen Augen harmonierte. Er trug einen ausgebleichenen und zerlumpten Anzug aus blauem Tuch, an dem er zweifellos seit den Tagen festhielt, als er Schiffbruch erlitt und auf diese Insel geriet.

Hans Teig wollte gerade mit höflichen Worten seine Freude darüber ausdrücken, daß er den Vater der Prinzessin kennenlernte, als der König, der mit Trinken fertig war, plötzlich die Kürbisflasche nach dem Kopf

des kleinen Mannes warf. Der duckte sich, um ihr auszuweichen, und die Flasche traf die Stirn eines großen Mifkets gleich hinter ihm, wobei sie ein Geräusch wie ein Peitschenknall machte. Sofort stieß der große Mifket – der dadurch bemerkenswert war, daß er anstelle des sonst allen Mifkets gemeinsamen schmutzigen braunen Haars schwarzes auf dem Kopf hatte – einen Wutschrei aus und führte einen Hieb nach dem kahlen Kopf des bedauernswerten Sklaven. Aber der kleine Mann duckte sich auch vor diesem Schlag und flitzte so schnell zum königlichen Haus, wie ihn die Beine tragen konnten.

„Laßt ihn gehen,“ sagte der König schläfrig in der Mifketsprache. Dann wandte er sich an den Schwarzen und fragte: „Wer sind diese Figuren, Ubu, und wie sind sie hergekommen?“

„Weiß ich nicht,“ antwortete Ubu mürrisch, „das Mädchen hat sie hergebracht.“

„Vielleicht kann ich es erklären,“ sagte Hans Teig in ihrer Sprache. „Mein Freund Chick und ich sind hier vor kurzem in einer fliegenden Maschine angekommen, die unglücklicher Weise kaputtgegangen ist, was uns daran hindert, wieder von hier wegzukommen.“

Die Mifkets schauten verwundert auf den Lebkuchenmann. Nicht, weil sie irgendeine Vorstellung davon hatten, was eine fliegende Maschine sein könnte, sondern ihre Sprache von einer so seltsamen Person gesprochen zu hören, versetzte sie in Erstaunen.

„Bist du eines dieser armseligen Geschöpfe namens Menschen?“ fragte der König und blinzelte den Lebkuchenmann an.

„Ich kann nicht in Wahrheit geltend machen, richtig menschlich zu sein,“ erwiderte Hans, „aber es ist sicher, daß ich ein Ausmaß menschlichen Wissens besitze. Es stammt nämlich vom Elixier.“

„Woraus bist du gemacht?“ wollte der König wissen, dem Hans' Worte zweifellos rätselhaft erschienen.

Nun war dem Lebkuchenmann klar, daß wenn er den Mifkets erzählte, man könne ihn essen, er bald vernichtet wäre; deshalb antwortete er:

„Ich bin aus einem Material gemacht, das nur zivilisierte Menschen kennen. Tatsächlich unterscheide ich mich sehr vom Rest der Welt.“

Der König verstand das nicht, und wenn er etwas nicht verstand, machte es ihn ganz müde.

„Na schön,“ sagte er und sank zurück in die Sonne, „laß dich hier häuslich nieder und sieh zu, daß du mich nicht belästigst, indem du mir in die Quere kommst.“

Das hätte das Interview beenden können, wäre nicht Ubu, finster blickend und wütend, vorgetreten, wobei er sagte:

„Wenn der Fremde bei uns bleiben soll, muß er für das Recht, in Frieden zu leben, kämpfen. Das ist unser Brauch, Majestät.“

„So ist es,“ entgegnete der König und wurde wieder munter. „Der Fremde muß kämpfen.“

Bei dieser Entscheidung johlten alle Mifkets vor Freude, und Chick und der Prinzessin wurde bang um ihren Freund. Aber Hans sagte ruhig:

„Ich habe noch nie mit jemandem gekämpft, Majestät, aber ich werde mein Bestes geben. Gegen wen muß ich kämpfen?“

„Na, mit dem Schwarzen Ubu, nehme ich an,“ sagte der König, „und wenn es dir gelingt, ihn gründlich zu versohlen, bin ich dein Freund fürs Leben.“

Ubu blickte erst finster auf den König und dann auf Hans, und die anderen Mifkets blickten ebenfalls finster, denn der Schwarze war anscheinend sehr beliebt bei ihnen.

„Aus welchem Material du auch sein magst, kecker Fremder,“ sagte er, „ich verspreche dir, daß ich dich in Stücke brechen und in den Dreck trampeln werde.“

Nachdem dann die Menge zurückgewichen war, sprang der schwarze Mifket den Lebkuchenmann an, wobei er die langen, haarigen Arme ausstreckte, als ob er ihn umklammern wollte. Aber Hans war schneller als sein Gegner. Er packte Ubu um die Taille, hob ihn – so groß und schwer er auch war – hoch in die Luft und schleuderte ihn weit über den Thron hinweg, auf dem der König hockte. Der Schwarze krachte in die Blätter einer Waldpflanze und kullerte dann auf den Boden, wo er für einen Moment still dalag, um sich von seiner Überraschung und dem Schock der Niederlage zu erholen.

Der Mifketpöbel applaudierte dem Fall seines Champions nicht, sondern schaute mit Erstaunen auf den Lebkuchenmann. Und der König war so erfreut, daß er laut lachte.

„Gut gemacht, Fremder,“ sagte er. „Ubu hat einen Dämpfer gebraucht, und du hast es sehr ordentlich gemacht. Jetzt geht weg, ihr alle, und laßt mich schlafen.“ Er rollte sich dann wieder auf dem flachen Stein zusammen und die Mifkets gehorchten seinem Befehl und stahlen sich zu ihren Behausungen davon. Hans trat zu Chick und der Prinzessin, und der Cherub tätschelte ihm die Hand und sagte:

„Ich hatte keine Ahnung, daß du es schaffen würdest, Hans. War es nicht herrlich mitanzusehen, Prinzessin, als er dieses schwere Biest wie einen Ball hochwarf?“

„Ich bin froh, daß dein Freund den Kampf gewonnen hat,“ antwortete das Mädchen, „aber der schwarze Ubu ist ein gefährlicher Gegner und selbst der König hat Angst vor ihm. Kommt jetzt bitte mit. Ich möchte euch mit meiner lieben Mutter bekannt machen, die unglücklicher Weise zur Köchin des Königs degradiert worden ist.“

Sie betraten mit der Prinzessin die königliche Wohnstätte, wo eine Frau das Mädchen schnell in einer warmen Umarmung packte und zärtlich küßte. Als es Chick gelang, einen vollständigen Blick auf die Frau zu erhaschen, war sie von Gestalt fast so rund wie ein Apfel, mit den roten Wangen eines Apfels und mit niedlichen Korkenzieherlocken von stahlgrauer Farbe, die von den Ohren bis in den Nacken hingen. Sie war, als ihre Tochter hereinkam, damit beschäftigt gewesen, einen Gemüseeintopf für die Mahlzeit des Königs zu kochen, und sie wagte nicht, dabei lange zu pausieren, weil sie den Zorn des Königs fürchtete.

Chick taten diese arme Schiffbrüchigen, die zu Sklaven für die wilden Mifkets gezwungen waren, schrecklich leid, und er hoffte, sie fänden eine Möglichkeit zu fliehen. Der kleine Mann mit dem roten Bart schlich bald herein und gesellte sich zu ihnen, und sie führten ein langes Gespräch und versuchten, sich einen Plan zum Verlassen der Insel auszudenken, aber ohne Erfolg. Doch Hans ermutigte sie, daran zu glauben, daß bald eine Möglichkeit gefunden werde, und alle hatten großes Vertrauen in seine Fähigkeit, die ganze Gesellschaft zu retten, denn er hatte sich als klug und stark erwiesen.

Während sie noch miteinander sprachen, rollte der König seinen fetten Körper in das Haus und verlangte sein Essen; gleichzeitig befahl er der Prinzessin, zurück in ihren Palast zu gehen und dort zu bleiben. Aber er erwies Hans Teig die Gunst, mehrere Mifkets zum Bau einer Behausung für den Pfefferkuchenmann und das Brutkastenbaby gleich neben dem Palast der Prinzessin zu schicken, was alle sehr erfreute.

12 Para Petz der Gummibär

Am nächsten Morgen kam die kleine Prinzessin zum Eingang der neuen Behausung, die für Chick und Hans Teig gebaut worden war, und sagte zu ihnen:

„Wir wollen einen Spaziergang machen und ich zeige euch, wie schön unsere Insel dort ist, wo es keine Mifkets gibt, die uns plagen.“

So gingen die drei am Ufer entlang, bis sie zu einer hohen Felsspitze kamen, deren Gipfel sie auf einem gewundenen Pfad erreichten. Als sie den Abhang hinaufgestiegen waren, mußte sich die Prinzessin ausruhen, denn sie war nicht kräftig und schien schnell zu ermüden. Und wie sie da auf ein paar Felsbrocken saßen, kam jetzt ein großer brauner Bär aus einer Höhle und stand vor ihnen.

„Habt keine Angst,“ flüsterte die Prinzessin. „Er tut uns nichts. Das ist Para Petz.“

Der Bär war fett und von gewaltiger Größe und tiefbrauner Farbe. Er hatte keinerlei Haare am Körper, wie sie sonst die meisten Bären haben, sondern war glatt und glänzend. Er gähnte, während er auf die Neuankömmlinge schaute, und Hans erschauerte beim Anblick der Reihen langer, weißer Zähne, die so deutlich sichtbar waren. Er bemerkte auch die grimmigen Krallen an den Zehen des Bären und kam zu dem Schluß, daß er trotz den Beteuerungen des Kaninchens und der Prinzessin sich in gefährlicher Gesellschaft befand. Obwohl Chick über den Bären lachte, wurde der Lebkuchenmann hingegen ganz nervös, als die große Bestie näherkam und an ihm schnupperte – fast als ob ihr klarwurde, daß Hans aus Pfefferkuchen und deshalb eßbar war. Dann streckte sie eine fette Tatze aus, als ob sie Hände zu schütteln wünschte, und Hans, der nicht unhöflich sein wollte, legte seine Hand in die Riesentatze, die sogar noch weicher und wabbeliger zu sein schien als seine eigene. Im nächsten Moment schlang das Tier seinen gewaltigen Arm um den Lebkuchenmann und preßte ihn dicht an seinen Körper.

Hans stieß einen Angstschrei aus, obwohl man schwer entscheiden konnte, was weicher und nachgiebiger war – der fette Leib des Bären oder die Gestalt des Lebkuchenmannes.

„Hör auf damit!“ rief er in der Bärensprache. „Laß mich sofort los! Was soll denn dieses Benehmen?“

Als der Bär diese Worte hörte, ließ er Hans gleich frei, der sich befühlte, um zu sehen, ob er von der Umarmung beschädigt war.

„Warum hast du nicht gesagt, daß du ein Freund bist und meine Sprache sprichst?“ fragte der Bär in vorwurfsvollem Ton.

„Du wußtest gut genug, daß ich ein Freund bin, weil ich mit der Prinzessin hergekommen bin,“ versetzte Hans zornig. „Ich nehme an, du würdest mich gern fressen, nur weil ich aus Lebkuchen bin!“

„Mir kam es so vor, als würdest du nach Lebkuchen riechen,“ bemerkte der Bär. „Aber Sorge dich nicht, daß ich dich fresse. Ich esse nicht.“

„Nicht?“ sagte Hans überrascht. „Warum nicht?“

„Nun, der Hauptgrund ist, daß ich aus Gummi bin,“ sagte der Bär.

„Gummi!“ rief Hans.

„Ja, Gummi. Kein Guttapercha, verstehst du, und keine billige Mixtur, sondern reiner Parakautschuk bester Qualität. Ich bin praktisch unzerstörbar.“

„Also, ich muß schon sagen!“ meinte Hans, der wirklich erstaunt war. „Sind deine Zähne auch aus Gummi?“

„Gewiß doch,“ bekannte der Bär, der sich dessen ein bißchen zu schämen schien, „aber sie sind schrecklich anzusehen, stimmt's? Niemand würde erwarten, daß sie sich verbiegen, wenn ich versuche, mit ihnen zu beißen.“

„Mir kamen sie fürchterlich vor,“ sagte Hans, worüber der Bär sehr zufrieden zu sein schien.

„Da du ein Freund bist und meine Sprache sprichst,“ fuhr der Bär fort, „vertraue ich dir gern an, daß ich so harmlos wie unzerstörbar bin. Aber ich bin stolz auf meine furchterregende Erscheinung, die in die Herzen aller Betrachteter Schrecken sähen sollte. Einst hatten alle Geschöpfe auf dieser Insel Angst vor mir und erkannten mich als ihren König an, aber diese gräßlichen Mifkets entdeckten, daß ich aus Gummi bin, und haben mir seither die Stirn geboten.“

„Wie bist du lebendig geworden?“ fragte Hans. „War es das Große Elixier?“

„Ich habe noch nie vom Großen Elixier gehört,“ erwiderte der Bär, „und ich habe keine Ahnung, wie ich lebendig geworden bin. Meine früheste Erinnerung ist, daß ich auf ziemlich gleiche Weise wie jetzt gelebt habe. Erinnerst du dich an die Zeit, als du nicht lebendig warst?“

„Nein,“ sagte Hans.

Dieses Gespräch, von dem sie überhaupt nichts verstehen konnte, überraschte die Prinzessin sehr. Aber sie war froh zu sehen, daß der Gummibär und der Lebkuchenmann Freunde geworden waren, und sie ergriff Chicks Hand und führte den lächelnden Cherub dorthin, wo sie standen.

„Das ist mein neuer Freund, der Chick heißt,“ sagte sie zu dem Bären, denn das Mädchen war es gewohnt, zu Para Petz genau wie mit einem Menschen zu sprechen, „und du mußt so lieb und nett zu Chick sein, wie du zu mir gewesen bist, mein lieber Para, oder ich werde dich nicht mehr liebhaben.“

Der Bär umarmte innig die Prinzessin und dann Chick, aber die Worte, die das Mädchen zu ihm gesprochen hatte, schienen ihm ein Rätsel zu sein, denn er wandte sich an Hans und sagte:

„Warum, meinst du, sind so viele unterschiedliche Sprachen erfunden worden? Die Mifkets sprechen eine, und du und ich sprechen eine andere, und die Prinzessin und Chick sprechen eine weitere! Und das ist alles sehr absurd, denn die einzige Sprache, die ich verstehe, ist meine eigene.“

„Ich kann mit der Prinzessin ebenso gut sprechen und sie verstehen, ebenso mit den Mifkets, wie ich mit dir spreche,“ verkündete Hans.

Der Bär sah ihn bewundernd an.

„Wenn das so ist, dann erzähl mir, was die Prinzessin gerade eben zu mir gesagt hat,“ bat er.

So übersetzte Hans die Worte des Mädchens in die Bärensprache, und als Para Petz sie vernahm, lachte er vor Freude.

„Sag der Prinzessin, daß ich zu ihrem Freund so nett wie möglich sein werde,“ sagte er, und Hans übersetzte es sofort, so daß die Prinzessin es verstand.

„Das ist schön,“ sagte sie. „Ich wußte, daß Para Chicks Freund sein würde. Und jetzt bitte den Bären, für uns zu springen. Er macht es oft und es ist ein sehr interessanter Anblick.“

So bat Hans den Bären zu springen, was dieser sofort zusagte; anscheinend war er ziemlich stolz auf diese Fähigkeit.

Von der Stelle, wo sie standen, fiel der Berg in steiler Neigung zum Wald ab, und am Fuß des Berges lag ein großer, flacher Felsen. Indem er sich zu einer Kugel zusammenballte, rollte sich der große Bär den Berg hinunter, wobei er immer schneller wurde, bis er auf dem flachen Felsen am Fuß aufschlug. Dann sprang er hoch in die Luft (genau wie ein Gummiball, den man auf hartes Pflaster wirft) und beschrieb eine elegante Kurve, bis er den Gipfel des Berges wieder erreichte, wo er ein paarmal auf und ab hüpfte, und dann stand er aufrecht und verneigte sich vor dem Lebkuchenmann und dem fröhlichen Cherub – der von der Vorstellung ganz hingerissen war.

„Großartige Nummer, nicht wahr?“ fragte Para Petz und grinste vor Stolz. „Das kann kein gewöhnlicher Bär, versichere ich euch. Und sie beweist die Reinheit und hohe Qualität meines Kautschuks.“

„Das tut sie wirklich!“ bestätigte Hans. „Ich bin sehr erfreut, einen so bemerkenswerten und talentierten Bären kennengelernt zu haben.“

„Du mußt mich oft besuchen,“ sagte der Bär und machte eine würdevolle Verbeugung. „Es ist ein großes Vergnügen, meine Sprache gesprochen zu hören, denn ich bin der einzige Bär auf der Insel. Ich habe keine Visitenkarten, aber mein Name ist Para Petz, und du bist immer in meiner Höhle willkommen.“

„Ich heiße Hans Teig,“ sagte der Lebkuchenmann. „Ich kann nicht beanspruchen, unzerstörbar zu sein, aber solange ich bestehe, werde ich auf deine Freundschaft stolz sein und die Kinder veranlassen, dich oft zu besuchen.“

„Versuch, ihnen meine Sprache beizubringen,“ schlug Para Petz vor, „denn ich liebe Kinder und habe oft gewünscht, ich könnte mit ihnen sprechen. Was die kleine Prinzessin betrifft, so liebt das ganze Inselvolk sie herzlich – natürlich außer den Mifkets –, und wir machen uns alle Sorgen um ihre Gesundheit. Sie ist nämlich schwach und zart, und ihr Leben hier ist durch die Trennung von ihren Eltern so unglücklich, daß ich fürchte, sie wird nicht mehr lange unter uns sein.“

Er wischte sich mit einer dicken Pfote eine Träne aus den Augen und blickte liebevoll nach dem Mädchen.

„Was ist denn mit ihr?“ fragte Hans besorgt.

„Keine Kraft und Vitalität,“ antwortete der Bär. „Sie wird jeden Tag schwächer und es gibt weder Apotheke noch Arzt auf der Insel. Aber sag es ihr nicht, was immer du machst. Vielleicht ist es ihr nicht bewußt, und das Wissen würde sie nur noch unglücklicher machen.“

Dann trottete der Bär, der bemerkenswert zartfühlend zu sein schien, mit elastischen Schritten in seine Höhle, damit die kleine Prinzessin, um die er bekümmert war, nicht die Tränen sah, die in seinen Gummiaugen standen.

Nun machten sich Hans, Chick und die Prinzessin auf, zu ihren Wohnungen durch den Wald auf einer Abkürzung zurückzukehren, die das Mädchen kannte. Hans fühlte sich sehr wohl in der Gesellschaft der

beiden Kinder und sagte sich, daß trotz den Mifkets sein Leben auf dieser schönen Insel versprach, angenehm und erfreulich zu sein. Aber seine Zufriedenheit wurde plötzlich von dem Cherub unterbrochen, der einen lauten Schrei ausstieß und aufgeregt in den Wald zeigte.

Der Lebkuchenmann hatte nur einen Blick dorthin geworfen, als er heftig zu zittern anfang. Denn dort – nur ein paar Schritte entfernt – stand vor ihm sein erbitterter und unbarmherziger Feind, Ali Dubh der Araber!

„Endlich,“ sagte Ali Dubh und lächelte höchst unangenehm, „habe ich dich wiedergefunden.“

Hans war zu aufregt, um zu antworten, aber Chick fragte keck:

„Wie in aller Welt bist du auf diese Insel gekommen?“

„Mittels der Hexe,“ entgegnete der Araber. „Ich habe von ihr zwei Transportpulver erstanden. Das eine brachte mich zur Insel Phriex, und als ihr mir dort entwischt seid, brachte mich das andere hierher. Aber ich kann dem Lebkuchenmann nicht erlauben, mir wieder zu entkommen, weil ich kein weiteres Pulver habe und auch keine Möglichkeit, die Hexe, die sie herstellt, zu erreichen. Also, mein lieber Hans Teig, akzeptiere bitte dein Schicksal und gestatte mir, dich sofort zu verspeisen.“

„Das kann ich nicht,“ sagte Hans fest, „denn wenn ich gegessen werde, ist es mein Ende.“

„Wie egoistisch!“ rief der Araber. „Wer bist du denn schon vor Ali Dubh, Sohn eines mächtigen Scheichs und Häuptling eines uralten Stammes der Wüste? Denkt daran, Sir, daß wenn ich Euch verzehrt habe, ich die unschätzbaren Kräfte dieses Großen Elixiers erwerbe, die in Eurem Pfefferkuchen enthalten sind, und somit der mächtigste und intelligenteste Mann der Welt werde und außerdem ewig lebe! Wagt Ihr es, Sir, Euren egoistischen Motiven zu erlauben, ein so großartiges Resultat zu verhindern?“

„Ich wage es,“ erwiderte Hans.

„Aber da hast du gar nicht mitzureden,“ fuhr der Araber fort. „Du bist nicht dein eigener Herr. Du gehörst mir, denn ich habe dich von dem Bäcker Jules Grogrange, der dich gemacht hat, erworben, und deshalb habe ich das Recht, dich zu essen, wann immer ich will.“

„Trotzdem,“ antwortete Hans, „will ich nicht gegessen werden, wenn ich es vermeiden kann.“

„Ah! Aber das ist ungerecht!“ protestierte der Araber.

„Wenn ungerecht sein heißt, nicht gegessen werden zu wollen,“ sagte Hans, „brauchst du bei mir keine Gerechtigkeit zu suchen. Ich mag mit dieser Entscheidung im Irrtum sein, aber es ist besser, im Irrtum als gar nicht zu sein.“

„Dann,“ bemerkte Ali Dubh betrübt, „zwingst du mich, dich ohne deine Zustimmung zu essen, was zu tun mir Kummer bereitet.“

Damit zog er sein schreckliches Messer und sprang mit großer Wildheit auf Hans Teig zu. Aber bei dem kürzlichen Zusammenstoß mit dem Schwarzen Ubu hatte der Lebkuchenmann erfahren, wie stark ihn das Elixier machte; deshalb rannte er diesmal nicht vor dem Araber weg, sondern wich dem Stoß des Messers aus und packte Ali Dubhs Körper in einer festen Umklammerung. Im nächsten Moment hatte er ihn hochgehoben und warf ihn so leicht in die Luft, wie er den Mifket geworfen hatte. Der Araber landete in den obersten Zweigen einer hohen scharlachfarbenen Pflanze und klammerte sich in großer Angst dort fest, damit

er nicht hinunterfiel und umkam. Tatsächlich war er so ängstlich, daß er mit jedem Atemzug Schreckensschreie ausstieß und das Verspeisen Hans Teigs über dem wichtigeren Gedanken, wie er in Sicherheit käme, ganz vergaß.

„Rennen wir!“ rief Chick und ergriff Hans' Hand. „Kümmer dich nicht um den Araber. Wenn er fällt, geschieht ihm recht!“

„Die Mifkets werden ihn retten, dessen bin ich sicher,“ fügte die Prinzessin hinzu. „Seht mal! Da kommen schon ein paar der Kreaturen mit dem Schwarzen Ubu an der Spitze.“

Als Hans das hörte, zögerte er nicht länger, sondern floh mit den Kindern einen anderen Pfad entlang und ließ bald die Schreie Ali Dubhs weit hinter sich.

13 Der Schwarze Ubu

Als Hans an diesem Abend aus seinem Pflanzenhaus kam, um den Sonnenuntergang zu betrachten, fand er Pittypat, das weiße Kaninchen, vor seinem Eingang sitzen.

„Ich habe Neuigkeiten für dich, mein Freund,“ begann das Kaninchen in ernstem Ton. „Der Schwarze Ubu und der Araber, der dich fressen will, sind dicke Freunde geworden und gemeinsam entschlossen, dich zu vernichten.“

„Woher wußtest du, daß der Araber mich essen will?“ fragte Hans.

„Ich war zwischen den Pflanzen verborgen, als ihr aufeinandertraft, und hörte euer Gespräch,“ erwiderte das Kaninchen. „Du mußt auf Ubu und den Araber achtgeben, sonst werden sie dir bestimmt etwas antun, denn die Mifkets wissen jetzt, daß du eßbar bist.“

„Es ist nett von dir, mich zu warnen,“ sagte Hans, „aber kannst du mir irgendeine Möglichkeit nennen, von dieser Insel zu entkommen, guter Pittypat?“

„Im Moment nicht,“ entgegnete das Kaninchen, „aber unser Fürst ist wirklich sehr klug und ich werde ihn fragen, was am besten getan werden kann. Inzwischen mußt du dich von deinen Feinden so weit wie möglich fernhalten.“

Mit diesen Worten sprang das Kaninchen in ein niedriges Gebüsch und verschwand, und Hans Teig blieb mit traurigen Betrachtungen über seine gefährliche Situation auf dieser einsamen Insel zurück.

Am nächsten Morgen gleich nach Tagesanbruch machte Hans, während Chick und die Prinzessin Beeren für ihr Frühstück suchten, einen Spaziergang entlang der Küste, und er war so vertieft in seine Gedanken, daß er nicht bemerkte, wie sich eine Horde Mifkets hinter ihn stahl und ihm ein starkes Seil über die Schultern warf. Bevor ihm sein Mißgeschick klar wurde, war er mit dem Seil vielfach fest umwickelt. Dann sah er, daß er seinem alten Feind, dem Schwarzen Ubu, in die Hände gefallen war, aber zu seiner großen Erleichterung war der Araber nicht bei der Horde, die ihn gefangen hatte.

Die Mifkets, die über die Gefangennahme des Lebkuchenmannes laut frohlockten, führten ihn durch die Waldpfade, bis sie auf der Lichtung ankamen, wo der König faul auf seinem flachen Felsen lag.

Ubu weckte sofort den bejahrten Herrscher, der sich aufsetzte und mit matter Stimme sagte:

„Habt ihr den Fremden gefangen, wie ich befohlen habe?“

„Haben wir,“ sagte der Schwarze.

Hans Teig war sehr ungehalten über die Behandlung, die ihm widerfahren war, deshalb wandte er sich wütend an den König und sagte:

„Mit welchem Recht befiehlt Ihr, daß ich auf diese schändliche Weise gefesselt werde? Habt Ihr mir nicht erlaubt, unter euch in Frieden zu leben?“

„Ich bin ein König, und auf die Zusicherungen von Königen sollte man sich nie verlassen,“ sagte der alte Mifket, wobei er seinem Gefangenen verschlagen zuzwinkerte. „Seit ich dich das erste Mal gesehen habe, ist der Araber eingetroffen, und er sagt uns, daß das Material, aus dem du bist, sehr schmackhaft ist.“

„Kann denn der Araber eure Sprache verstehen?“ fragte Hans überrascht.

„Es scheint so,“ antwortete der König. „In manchen Teilen Arabiens sprechen die Leute genau wie wir, also stammen die Araber wahrscheinlich von unserer Rasse ab. Jedenfalls versteht Ali Dubh uns und wir verstehen ihn, und wir haben beschlossen, ein Stück von dir zu essen, bevor er dich verspeisen kann.“

Das war für den Lebkuchenmann eine verstörende Nachricht, und er stand vor dem König und fragte sich, wie er aus dieser gefährlichen Situation entkommen könnte, als der schwarze Mifket, der neben ihm hockte, den Mund aufmachte und den Daumen an Hans' linker Hand abbiß, die fest an dessen Seite gefesselt war.

„Wie schmeckt es, Ubu?“ fragte der König, während der Schwarze den Daumen kaute.

„Ich kann den Geschmack nicht genau beschreiben,“ sagte Ubu und biß frech den Zeigefinger der Hand ab.

Hans war über diese schreckliche Behandlung aufgebracht und seine Glasaugen blitzten gefährlich. Es tat ihm nicht gerade weh, denn er hatte keine Nerven, aber von einem gewöhnlichen Wald-Mifket zerkaut zu werden war eine Ungehörigkeit, die jeder Lebkuchenmann wohl übelnehmen mußte.

„Scheint mir, daß Sirup drin ist,“ sagte Ubu mit einem Zwinkern zum König und biß sofort einen weiteren Finger ab und aß ihn. „Auch ein bißchen Ingwer,“ fuhr er ruhig fort, wobei er den nächsten Finger aß. „Und Gewürze.“ Noch ein Finger war weg. „Es ist nicht genau Kuchen, und es ist nicht genau Brot,“ meinte er weiter und schmatzte mit den Lippen, „aber es ist sehr gut, was immer es ist,“ und damit aß er den letzten Finger an Hans' linker Hand.

Der König war nicht länger schläfrig. Er war jetzt sehr interessiert, und die Mifkets, die still etwas entfernt einen Kreis um Hans bildeten, blickten mit hungrigen Augen auf ihr Opfer.

„Bringt ihn zu mir,“ sagte der König. „Ich werde die andere Hand essen und sehen, wie sie ist.“

Ubu schubste den Gefangenen sofort zum Felsen, aber Hans hatte jetzt furchtbare Angst und war entschlossen, nicht ohne Kampf um seine Rettung zu erlauben, daß sein übriger Körper verzehrt wurde. So strengte er die ganze Kraft an, die ihm das Große Elixier geschenkt hatte, und zerriß seine Seilfesseln so leicht, als ob es Fäden wären. Im selben Moment sprang der Araber in die Menge, die den Thron umgab, und stellte sich zwischen den König und Hans Teig.

„Halt!“ schrie er, seine Stimme schrill vor Entrüstung. „Wie könnt ihr es wagen, den Lebkuchen zu essen, den ich gekauft und bezahlt habe?“

„Es gibt genug für alle,“ sagte der König. „Wir teilen ihn auf und veranstalten ein Festessen.“

„Mitnichten!“ rief der Araber. „Er gehört mir und mir allein!“

Aber während sie sich stritten, wandte sich der Lebkuchenmann, seiner Fesseln ledig, um und flüchtete rasch in den Wald, und ehe die Mifkets oder Ali Dubh sein Verschwinden bemerkten, war ihr intendiertes Opfer weit weg.

Chick war sehr ungehalten, als Hans Teig das Baumhaus betrat und seine verstümmelte Hand vorzeigte.

„Du solltest jede Minute bei mir bleiben,“ sagte der Cherub, „damit ich mich um dich kümmern und vor Ärger bewahren kann. Wenn das so weitergeht, Hans Teig, wirst du keine respektable Erscheinung präsentieren können.“

„Das weiß ich,“ sagte Hans betrübt. „Ich würde in diesem kleinen Boot am Strand entfliehen, nur gäbe es bei einem Wolkenbruch keinen Schutz und ich würde durchnäßt und fiele in Stücke.“

„Es ist auch nicht unser Boot,“ sagte Chick. „Es gehört Vater und Mutter der kleinen Prinzessin, und sie wollen es vielleicht selbst eines Tages benutzen, um zu fliehen.“

„Das stimmt,“ sagte Hans. „Wie geht es heute der Prinzessin?“

„Schlecht,“ antwortete Chick. „Mir scheint, daß sie jeden Tag schwächer und anfälliger wird.“

„Das sagt auch der Gummibär,“ bemerkte Hans nachdenklich.

„Hör mal,“ sagte das Kind, „dein Pfefferkuchen ist voller Kraft und Energie, nicht wahr?“

„Das sagt Ali Dubh,“ erwiderte Hans. „Das Elixier, mit dem ich vermischt bin, soll sehr wirkungsvoll sein.“

„Und es stimmt,“ stellte Chick fest, „denn ich habe dich Dinge tun sehen, die kein Lebkuchenmann jemals ohne magisches Elixier, das in ihn gemischt ist, tun könnte. Also, warum läßt du nicht die Prinzessin den Rest deiner linken Hand essen und gesund werden? Die Hand nützt dir nichts mehr, seit der Schwarze Ubu die Finger abgefressen hat.“

Hans schaute nervös seine linke Hand an.

„Was du sagst, Chick, ist wohl richtig,“ sagte er, „aber du hast keine Ahnung, wie ich es fürchte, gegessen zu werden. Ich bin nicht besonders substantiell, bestenfalls, und während meiner kurzen Lebenszeit ist bei mir viel in einem Ausmaß zerbröckelt und abgebrochen und abgebissen worden, daß es mir davor graut, mehr als unbedingt notwendig auch nur einen Krümel von meiner Person zu verlieren. Natürlich würde ich der Prinzessin gern helfen und ihre Gesundheit und Kraft wiederherstellen, aber vielleicht können wir eine bessere Möglichkeit dafür finden, als sie mit meinem Lebkuchen zu füttern.“

„Na schön, Hans Teig,“ sagte der Cherub und stand auf, um zur Prinzessin zu gehen, „ich vermute, daß du, was das Verfüttern deiner selbst an deine Freunde betrifft, machen kannst, wie es dir beliebt, aber wenn *ich* aus Lebkuchen wäre, kannst du darauf wetten, daß ich nicht so knauserig mit mir wäre.“

Alleingelassen seufzte Hans und fragte sich, ob es wirklich seine Pflicht war, die linke Hand zu opfern, um das schwächliche kleine Mädchen zu retten und ihre Kraft und Gesundheit wiederherzustellen. Er wollte ja lieb und großzügig sein, aber der bloße Gedanke, gegessen zu werden, erfüllte ihn mit Grauen.

Schließlich verließ er das Baumhaus und wanderte am Ufer entlang. Chicks Zurechtweisung verstörte ihn nicht wenig, und er brauchte Zeit, um darüber nachzudenken. Deshalb setzte er sich ab und zu, wenn er glaubte, allein zu sein, auf einen Felsen und versuchte zu entscheiden, was zu tun sei. Plötzlich störte ihn ein leises Rascheln auf und er erblickte den braunen Bären, der sich neben ihm niedergelassen hatte.

„Wo ist die Prinzessin?“ fragte Para Petz.

„Bist du nicht ziemlich weit von deinem Berg entfernt?“ meinte Hans, statt die Frage zu beantworten.

„Ja, ich streune nicht oft so weit,“ lautete die Antwort, „aber ich wollte die Prinzessin besuchen. Wo ist sie?“

„Sie ist heute krank,“ sagte der Lebkuchenmann.

„Das ist schlimm,“ befand der Bär und schüttelte traurig den Kopf. „Sie scheint jeden Tag schwächer zu werden. Arme kleine Prinzessin!“

Hans wand sich unruhig, denn jedes Wort war für ihn ein Vorwurf.

„Wie kommst du mit den Mifkets zurecht?“ fragte Para Petz.

„Sie haben mich heute morgen gefangengenommen und schändlich mißhandelt,“ sagte der Lebkuchenmann.

„Sieh mal!“ Und er hielt den Stumpf der linken Hand hoch.

„Was ist aus deinen Fingern geworden?“

„Ein schwarzer Mifket namens Ubu hat sie abgebissen und aufgeessen,“ lautete die Antwort.

„Das ist merkwürdig,“ sagte der Bär und rieb nachdenklich mit der Tatze seine Nase. „Weißt du, daß es vor einer Stunde bei den Mifkets ein aufregendes Ereignis gab? Ich habe sie von meinem Berg aus beobachtet und alles gesehen. Der Schwarze Ubu kämpfte mit dem König und stieß ihn von seinem Felsen. Das ist wirklich überraschend, denn Ubu ist bis jetzt immer ein Feigling gewesen und hatte Angst vor dem König. Jetzt hat er erklärt, daß er selbst König sein wird und bereit ist, mit jedem zu kämpfen, der ihm entgegentritt. Ist das nicht seltsam? Ich weiß nicht, wo der Schwarze Ubu plötzlich soviel Mut und Kraft herhat, da bin ich sicher.“

„Ich weiß es,“ sagte Hans. „Er hat es von meinen Fingern, die er gegessen hat. Mein Teig ist nämlich mit dem Großen Elixier getränkt, das nichts weniger als als konzentrierte Energie, Kraft, Vitalität und Kenntnis ist. Die Finger haben Ubu zum mächtigsten Mifket auf der Insel gemacht; deshalb ist es kein Wunder, daß er König geworden ist.“

Para Petz hörte aufmerksam zu, und nach kurzer Überlegung sagte er:

„Wenn das der Fall ist, Hans Teig, mußt du etwas von dir die Prinzessin essen lassen, um sie wieder zu kräftigen.“

„Das sagt auch Chick, aber ich möchte das nicht tun,“ sagte Hans.

„Du wirst es doch tun,“ sagte der Bär, „denn wenn nicht, bist du kein Freund von mir oder einer anderen ehrlichen Person. Ich gehe jetzt zu meinem Berg zurück, und wenn du nicht die kleine Prinzessin rettest, rede ich kein Wort mehr mit dir.“

Para Petz stolzierte fort und Hans Teig stand mit einem Seufzer auf und ging weit hinein in den Wald, wobei er versuchte, sich darüber schlüssig zu werden, was zu tun sei. Er kam schließlich zum Ufer des Baches, setzte sich dort auf einen Zaun und starrte tief in Gedanken in das dahineilende Fließchen. Aus der Entfernung kam das Getöse von Wasser, das über den großen Damm fiel, den die Biber gebaut hatten, und ein paarmal streunte ein Mifket vorbei und schaute neugierig auf die stille Gestalt des Lebkuchenmannes. Aber sie hatten Befehl von Ubu und dem Araber, ihn nicht zu belästigen; deshalb schlichen sie wieder davon zu ihren Gefährten inmitten der riesigen Pflanzen.

Lange saß Hans dort am Bach, bis er plötzlich von einem Gekreisch mißtönenden Gelächters aus seinen Grübeleien gerissen wurde.

„Ho, ho, ho! Was für eine Absurdität! Wer hätte das jemals gedacht?“

Er drehte sich um und erblickte einen prächtigen Ara, der hinter ihm auf einem Zaunbalken stand. Der Vogel leuchtete von purpurnen und grünen Federn, und seine schwarzen Augen funkelten spitzbübisch, während weiteres Gelächter aus dem aufgeplusterten Hals kam.

„Sei still, oder kannst du nicht?“ sagte Hans in gereiztem Ton. „Worüber lachst du eigentlich?“

Der Vogel steckte den Kopf unter einen Flügel und schüttelte sich vor unterdrückter Heiterkeit.

„O je! Es ist aber auch zu ulkig! Zum Schießen – hu, hu, hu! Zum Schießen komisch!“

Seine Stimme war ein bißchen durch die Federn gedämpft, aber Hans hörte jedes Wort und es machte ihn wütend.

„Du bist bescheuert, das bist du!“ rief er.

„Da sind wir zwei – da sind wir zwei – da sind wir zwei!“ kreischte der Ara, hüpfte herum und flatterte mit dem prächtigen Gefieder. „Ehrlich, mein liebes Frühstück, ich hatte noch nie im Leben so viel Spaß!“

Hans wandte den Kopf und sah den Vogel ernst an.

„Warum nennst du mich dein ‚liebes Frühstück‘?“ fragte er mit plötzlichem Verdacht.

„Weil du es bist, arme Einfalt! Ha, ha, ha! Frühstück ist fertig!“

Der Vogel stieß schnell mit dem Kopf vor und flatterte im nächsten Moment vor Hans hin, den Schnabel voll Pfefferkuchen.

Unser Held stand rasch auf und streckte die rechte Hand nach hinten. Der Bäcker hatte dort zwei kleine Gehrockschöbe gemacht, und als Hans nach ihnen fühlte, merkte er, daß der diebische Ara diese beiden Schöbe vollständig abgefressen hatte, während Hans auf dem Zaun saß und nachdachte.

„Wie dumm ich bin!“ rief er mit echtem Kummer. „Ich hätte diese Rockschöbe der Prinzessin geben können, und jetzt hat sie dieser alberne Vogel gefressen!“

„Ich habe ja gesagt, daß du ein Trottel bist!“ bemerkte der Ara, zwinkerte und lachte wieder. „Die Vorstellung, wie du da sitzt und mich dich verspeisen läßt! Ich hatte noch nie im Leben so viel Spaß!“

Da drang ein gewaltiges Geschnatter an Hans' Ohr, und als er sich umdrehte, sah er, daß sich eine zahlreiche Horde der wilden Mifkets an ihn herangestohlen hatte; sie waren mit großen Keulen bewaffnet, von den Waldpflanzen abgebrochen und fest und schwer wie Baumäste, und kamen jetzt näher.

„Ergib dich!“ schrie der Anführer, der wußte, daß der Lebkuchenmann ihre Sprache verstand; „König Ubu wünscht dich zum Mittagessen und Ali Dubh ist auch hungrig.“

Für einen Moment hatte Hans Teig große Angst. Es war nicht wahrscheinlich, daß seine Kraft ausreichte, so vielen seiner Feinde zu entkommen, und er gab sich beinahe auf. Denn vor ihm war der Wasserlauf – fast so tödlich für ihn wie die geschlossene Reihe der Mifkets hinter ihm. Der Ara stolzierte neben ihm auf und ab, und auf seinen verzweifelten Blick sagte der Vogel:

„Es steht gewiß schlecht um dich, mein Freund, aber ich glaube, ich kann dich retten. Wenn ich hochfliege, pack meine Füße und ich trage dich fort zu deiner Behausung.“

„Du!“ rief Hans und starrte den Vogel überrascht an. „Du bist auf keinen Fall groß genug, um mit mir wegzufiegen.“

„Größe bedeutet nicht viel,“ kicherte der Ara, „und da ich deine Rockschoße gefrühstückt habe, fühle ich mich so stark wie ein Ochse. Greif einfach meine Füße, wie ich dir sage.“

Hans beschloß, daß es als das einzige, das getan werden konnte, einen Versuch wert war. Die Mifkets kamen näher, und bald würde er in Reichweite ihrer Keulen sein. Als nun der Ara hochflog, packte Hans dessen Beine mit der rechten Hand (die die einzige mit Fingern war) und tatsächlich, die Kraft des kleinen Vogels war so groß, daß er Hans leicht in die Luft zog, hoch über die Köpfe seiner schnatternden und enttäuschten Feinde.

„Wieder zum Narren gehalten,“ schrie der Ara, aber die Mifkets verstanden die Worte natürlich nicht. Über die Wipfel der riesigen Pflanzen hinweg flog der Vogel mit Hans Teig an seine Beine geklammert, und es dauerte nicht lange, bis er allmählich hinuntersank und mit dem Lebkuchenmann sicher vor dem Eingang seiner Behausung landete.

„Danke mir nicht,“ sagte der Ara und wandte ihm keß ein schwarzes Auge zu, mit dem er lustig zwinkerte, „ich habe einen Teil von dir zum Frühstück verspeist und fühle mich großartig erfrischt. Wenn es den Araber nicht gäbe, würde ich hoffen, noch eine Mahlzeit von dir zu ergattern, aber zwischen dem Araber und den Mifkets wirst du nicht lange fortbestehen. Leb wohl.“

Und dann flog er in den Wald davon.

14 Unter Land und Wasser

Chick kam ihm am Eingang entgegen.

„Es ist immer weniger von dir übrig,“ sagte das Kind, indem es ihn sorgfältig inspizierte. „Deine Gehrockschöße sind jetzt weg.“

„Ja,“ sagte der Lebkuchenmann, „ein Ara hat sie vor ein paar Minuten verspeist. Aber in einer weiteren Minute wird noch weniger von mir dasein. Hast du ein Messer, Chick?“

„Was willst du machen?“ fragte der Cherub plötzlich interessiert.

„Ich will die Prinzessin retten, bevor ich völlig dahin bin,“ sagte Hans entschieden. „Nicht daß ich meine Abneigung gegen das Gegessenwerden überwunden hätte, verstehst du, aber wenn ein schwarzer Mifket und ein alberner Vogel es so leicht haben, von meiner Person zu schmausen, wird mich sicher Ali Dubh mit der Zeit erwischen, und bevor das geschieht, möchte ich eine gute Tat tun und dem kleinen Mädchen helfen, Kraft und Gesundheit wiederzuerlangen.“

„Gut!“ rief Chick beifällig. „Du bist okay, Hans Teig, selbst wenn du lange gebraucht hast, dich dazu durchzuringen. Aber wir haben keinerlei Messer.“

„Was sollen wir machen?“ fragte Hans besorgt.

„Können wir nicht ein Stück von dir *abbrechen*?“ fragte der Cherub.

„Nein!“ erwiderte der Mann schauernd.

„Warte mal!“ rief Chick, „ich habe eine Idee.“

Die molligen Beine trabten fort, und bald kehrte das Kind mit einem langen, dünnen Blatt zurück, das von einem der fremdartigen Waldpflanzen gepflückt war.

„Das wird schon Pfefferkuchen durchsägen, da bin ich sicher. Streck deine Hand aus, Hans Teig!“

Hans wandte den Kopf ab und streckte die linke Hand aus – die, von der der Schwarze Ubu die Finger gegessen hatte.

„Da! Schon vorbei. Hat es wehgetan?“ fragte Chick.

„Nein.“ Hans betrachtete den Arm, wo seine Hand gewesen war.

„Es ist nicht viel schlimmer als vorher,“ sagte das Kind. „Du wirst sie um nichts in der Welt vermissen. Warte jetzt hier, während ich zur Prinzessin gehe.“

Als Chick im Haus der Prinzessin verschwunden war, seufzte der Lebkuchenmann vor Erleichterung.

„Es war nicht so schlimm, wie ich befürchtet habe,“ sagte er sich, „aber ich bin froh, daß die Quälerei vorbei ist. Wenn ich in Zukunft gut auf mich aufpasse und es schaffe, Ali Dubh zu entwischen, kann ich sehr gut ohne den Lebkuchen, den ich verloren habe, zurechtkommen.“

In dieser Nacht schlief die Prinzessin süß nach ihrem Abendbrot von Pfefferkuchen und war am nächsten Morgen so frisch und heiter und hatte so hübsche Farbe auf den Wangen, daß Chick sie entzückt umarmte und Hans Teig stolz und froh war, daß sein kleines Opfer so gute Resultate bewirkt hatte. Sie spazierten zusammen in den Wald, am Ufer des Baches entlang, und begegneten bald Pittypat.

„Paßt auf, wo ihr hingeht,“ sagte das Kaninchen in besorgtem Ton. „Der Araber ist hinter Hans Teig her und ich höre, daß der Schwarze Ubu beschlossen hat, den kleinen Mann mit dem roten Bart und die fette Frau mit den Korkenzieherlocken, die Eltern unserer Prinzessin, zu töten.“

„Bist du sicher?“ fragte das Mädchen und preßte vor großem Entsetzen die Hände zusammen.

„Es gibt keinen Zweifel,“ erwiderte Pittypat. „Und ich bin nicht sicher, daß nicht auch die Prinzessin ihr Schicksal teilen soll. Dies sind unruhige Zeiten, seit der Araber gekommen ist und der Schwarze Ubu König wurde.“

„Da ist das Boot,“ sagte Chick zu dem Mädchen: „können deine Eltern nicht damit fliehen?“

„Sie haben immer gesagt, daß sie das Boot benutzen würden, um die Insel zu verlassen, wenn Gefahr droht,“ antwortete die Prinzessin. „Aber der Ozean ist so groß und das Boot so winzig, daß sie nicht gern solche Fahrt machen wollen, wenn es nicht notwendig ist.“

„Nun, jetzt scheint es notwendig zu sein,“ sagte Hans. „Aber was wird aus dem Rest von uns? Das Boot trägt nur zwei.“

„Es trägt vielleicht mich und meine Eltern, wenn das Wasser ruhig ist,“ sagte das Mädchen, „aber ich will nicht flüchten und dich und Chick eurem Schicksal überlassen. Wenn wir keine Möglichkeit finden, uns alle zu retten, werde ich meine Eltern allein in dem Boot fliehen lassen.“

„Das ist töricht,“ sagte Chick. „Du gehst ins Boot. Hans Teig und ich kommen schon zurecht.“

Aber dies lehnte die Prinzessin ab, und nach einer langen Diskussion beschloß das Kaninchen, eine graue Eule zu Rate zu ziehen, die für ihre Klugheit berühmt war. Die anderen wanderten hoch zu Para Petz' Höhle, und als erstes sagte der Bär:

„Seid auf der Hut. Der Schwarze Ubu hat befohlen, alle Menschen auf dieser Insel umzubringen, und die Mifkets bewaffnen sich mit langen Stöcken, an die sie spitze Dornen von einem Baum im Wald gebunden haben. Der Lebkuchenmann soll verspeist werden, höre ich, deshalb wird es sehr bald mit euch allen zu Ende sein.“

„Gibt es keine Möglichkeit zu entkommen?“ fragte Hans.

„Keine, die ich wüßte,“ sagte der Bär. „Aber ihr könnt euch auf meine Hilfe verlassen, falls ich etwas tun kann. Wie gut die Prinzessin heute aussieht!“

„Ja,“ entgegnete Hans stolz, „sie hat etwas von meinem Lebkuchen gegessen.“

Als er das hörte, umarmte Para Petz dankbar Hans und dann die Prinzessin und sogar Chick, so glücklich war der Bär über die Genesung des Mädchens.

Dann sprang er mehrere Male für sie, rollte sich den Berg hinunter auf den flachen Stein und sprang hoch in die Luft. Aber die kleine Prinzessin war ängstlich und besorgt um ihre Eltern, deshalb sagten sie bald Lebewohl zu Para Petz und begaben sich zurück zu ihren Wohnungen.

Der Wald schien sehr still und friedlich zu sein, als sie dahinwanderten, und sie hatten fast ihre Furcht vergessen, als gerade, wie sie das Ufer des Baches erreichten, das Geräusch von Schreien, vermischt mit dem Gejammer menschlicher Stimmen, an ihr Ohr drang.

„Ach Gott!“ rief die kleine Prinzessin und rang in großer Angst die Hände, „die Mifkets habe sicher meine Eltern angegriffen und beide werden umgebracht werden!“

Hans bemühte sich, sie zu trösten, aber er hegte den Verdacht, daß die Prinzessin richtig vermutet hatte und daß ihre Eltern in großer Gefahr waren. Sie wagten nicht, zur Küste zurückzukehren, denn das würde ihren eigenen Untergang bedeuten; deshalb bleiben sie im Wald versteckt, während die Prinzessin schluchzte, als bräche ihr das Herz, und Hans wischte ihr die Tränen mit ihrem Taschentuch ab. Er hatte selbst eines, aber es war aus Lebkuchen und hätte die Feuchtigkeit nicht ausgehalten.

Plötzlich hörten sie Fußgetrappel und das weiße Kaninchen kauerte zu ihren Füßen. Es atmete schwer von einem schnellen Lauf und seine Augen waren groß und glänzend.

„Sie sind weg!“ sagte es, sobald es sprechen konnte.

„Wer ist weg?“ fragte Hans besorgt.

„Der rotbärtige Mann und die Frau mit den Korkenzieherlocken,“ erwiderte Pittypat. „Die Mifkets haben sie zum Strand gejagt, aber sie sprangen in das Boot und ruderten rechtzeitig los, um zu entkommen. Die Mifkets haben Stöcke nach ihnen geworfen und der Schwarze Ubu hat vor Wut geschrien, aber Vater und Mutter der Prinzessin sind völlig unverletzt davongekommen.“

Diese gute Nachricht machte das Mädchen äußerst froh und ihre Besorgnis war sehr gemildert. Aber der Lebkuchenmann war nachdenklich geworden und fragte Pittypat:

„Was machen die Mifkets jetzt?“

„Sie machen sich bereit, den Wald nach dir, Chick und der Prinzessin zu durchsuchen,“ lautete die Antwort.

„Der Araber ist bei ihnen.“

„Das ist freilich eine unangenehme Nachricht,“ bemerkte der Lebkuchenmann. „Hat dir die graue Eule gesagt, wie wir entkommen können?“

„Die Eule hat mich zum König der Feenbiber geschickt, und er hat eingewilligt, euch in seinem Palast zu verstecken. Es ist eine seltene Gunst, versichere ich euch, und die Mifkets können euch dort nicht erreichen.“

„Ein Feenbiber!“ rief Chick freudig und die Prinzessin fragte verwundert: „Kann ein Biber eine Fee sein?“

„Warum nicht?“ versetzte Pittypat. „Alle Tiere haben ihre Feen, genau wie ihr Menschen, und es ist unser Glück, daß der Feenbiber auf eben dieser Insel lebt. Es gibt nur eine Gefahr – daß die Mifkets euch finden, ehe ich euch zum Biberkönig führen kann. Folgt mir deshalb gleich, beschwöre ich euch, bevor es zu spät ist.“

Mit diesen Worten drehte sich das Kaninchen um und führte sie in solch schnellem Tempo am Bachufer entlang, daß die Prinzessin kaum Schritt halten konnte.

„Wie weit ist es?“ fragte Hans.

„Der Palast der Biber ist irgendwo unter dem großen Damm im Fluß, der nicht weit entfernt ist. Der König hat mir versprochen, uns beim Wasserfall zu treffen, aber er wird mir nicht gestatten einzutreten, weil ich ein Kaninchen bin; deshalb müßt ihr allein hineingehen. Aber habt keine Angst. Der König wird nicht erlauben, daß euch etwas angetan wird.“

Während Pittypat sprach, konnten sie das entfernte Getöse des Wasserfalls am Biberdamm hören. Aber ein anderes Geräusch drang auch an ihre Ohren – ein Geräusch, das rasch ihre Angst erneuerte, denn es waren die Schreie der näherkommenden Mifkets. Und schon kamen die wilden Kreaturen aus dem Wald gerannt.

„Schnell!“ rief Pittypat. „Schnell, sonst ist es zu spät!“

Hans nahm einen großen hölzernen Knüppel auf, der am Weg lag, und während Chick und die Prinzessin dem Kaninchen hinterhereilten, blieb er stehen und schleuderte ihn den Mifkets entgegen. Er fiel mit solcher Wucht zwischen sie, daß mehrere umgeworfen wurden und viele andere vor Schmerz aufheulten. Es hinderte sie nicht näherzukommen, aber sie hielten einen respektvollen Abstand zu dem Lebkuchenmann ein, ohne zu bezweifeln, daß sie ihn mit der Zeit fangen könnten.

„Hier entlang!“ rief das Kaninchen und sprang die Böschung hinunter an den Fluß, wo sie schneller vorankamen

Die anderen folgten, und jetzt erschien vor ihnen ein breiter und hoher Vorhang aus Wasser, das über den großen Damm fiel, den die Biber vor vielen Jahren gebaut hatten. Fast hatten sie ihn erreicht und Pittypat hatte gerufen, daß er den Biberkönig hinter dem Wasserfall warten sah, als die Flüchtlinge mit Verzweiflungsrufen abrupt anhielten. Denn genau vor ihnen erschien eine weitere Bande Mifkets, mit den Dornenstöcken bewaffnet, und jetzt sahen sie, daß sie ihren Zufluchtsort nicht würden erreichen können.

Hans schaute sich ohne Hoffnung um. Hinter ihnen waren Mifkets und vor ihnen waren Mifkets, und auf einer Seite war der tiefe Fluß und auf der anderen Seite war eine steile Böschung, für die Kinder zu hoch zum Erklettern. Dem Lebkuchenmann schien es nunmehr, daß sie verloren waren, als plötzlich ein Ruf ertönte, und als er hochschaute, sah er Para Petz auf seiner hohen Felsspitze stehen und sie beobachten. Der Bär sah zweifellos die Gefahr, in der seine Freunde schwebten, denn er rief ihnen zu:

„Achtung – ich komme zu Hilfe!“

Dann rollte er schnell seinen großen Körper zu einer Monsterkugel zusammen und kullerte rasch die ihnen zugewandte Seite des Berges herunter.

Die Mifkets beim Wasserfall drehten sich neugierig um und sahen dem Bären zu. Sie hatten ihn oft auf den flachen Stein rollen und zurück auf seinen Platz hochspringen sehen und dachten, er würde jetzt dasselbe machen. Aber der gute alte Para Petz war schlauer, als sie vermuteten. Er verfehlte völlig den Stein und kam mit phantastischer Geschwindigkeit herangehüpft. Ehe die Gruppe der Mifkets, die dicht beisammen nahe dem Wasserfall stand, erkannte, was der Bär vorhatte, schoß Paras Körper zwischen sie und schleuderte sie in alle Richtungen. Manche lagen betäubt am Boden, aber die meisten wurden in den Fluß gestoßen, wo sie verzweifelt kämpften, ans Ufer zu gelangen.

„Schnell!“ rief Pittypat, „Euer Freund hat euch gerettet. Aber verliert keine Sekunde Zeit!“

Die Kinder und der Lebkuchenmann gehorchten sofort und erreichten mit wenigen Schritten den Wasserfall.

„Kriecht hinter den Wasservorhang!“ befahl das Kaninchen „Ihr findet dort den Biberkönig, der euch erwartet. Tut, was er euch sagt, und ich verspreche, daß ihr sicher sein werdet.“

„Leb wohl, Pittypat!“ rief die Prinzessin, als sie sich an die nassen Felsen hinter dem Wasserfall klammerte.

„Leb wohl!“ echote Chick. „Verbindlichsten Dank, Pittypat!“

„Lebt wohl!“ antwortete das weiße Kaninchen. „Vergeßt mich nicht.“

Dann flitzte es fort und Hans Teig, der so weit wie möglich dem Sprühnebel auswich, kroch unter den Wasserfall und folgte den Kleinen.

15 Die Feenbiber

Die Mifkets stießen Wutschreie aus, als sie ihre Opfer entkommen sahen, und stürzten vorwärts, um ihnen zu folgen. Aber im Nu begann eine große Wasserflut, genau auf die Stelle zu fallen, wo die Kinder und Hans hineingegangen waren, und als die Mifkets vor dieser neuen Gefahr zurückwichen, hörten unsere Freunde eine sanfte Stimme mit einem kleinen Lachen sagen:

„Sie werden es nicht wagen, euch jetzt weiterzuverfolgen. Kommt mit und seid vorsichtig, damit ihr nicht ausrutscht.“

Hans blickte hinunter und sah einen hübschen Biber neben sich stehen. Sein Pelz war silberfarben und auf seinem Kopf saß eine winzige goldene Krone, die mit so glänzenden und glitzernden Edelsteinen besetzt war, daß ihre Strahlen den schummerigen Ort wie Sonnenschein erleuchteten. Das Gesicht des Biberkönigs zeigte Gelassenheit und Würde und seine Augen waren freundlich und klug. Ohne weitere Worte ging er voran, weit unter den tosenden Wasserfall, und der Abstand zwischen dem dunklen Wall des Dammes und dem Wasservorhang war so schmal, daß die Luft mit einem feinen Sprühnebel gefüllt war, der Hans' Lebkuchen auf eine Weise befeuchtete, die ihm großes Unbehagen bereitete.

Aber bald gelangten sie, vom Schein der Krone des Biberkönigs beleuchtet, zu einer Stelle direkt unter der Mitte des Wasserfalls, und hier hielt ihr Führer an und klopfte dreimal auf die Oberfläche der Wand. Sie öffnete sich sofort und gab einen breiten Gang frei, und durch den führte sie der König, während sich die Wand, gleich nachdem sie eingetreten waren, wieder schloß.

Das Geräusch des Wasserfalls ertönte nur noch gedämpft in ihren Ohren, und bald kamen sie in einen großen, gewölbten Raum, der so schön war, daß die kleine Prinzessin die Hände mit einem langgezogenen Seufzer des Entzückens faltete, Chick lachte und Hans den zerkrautschten und verschmutzten Seidenhut, an dem er festgehalten hatte, seit er die Bäckerei verließ, vom Kopf nahm.

Er hatte schöne Räume auf der Insel der Romantik gesehen, aber nichts dort konnte sich mit der Großartigkeit und Herrlichkeit dieser Halle im Palast der Feenbiber messen. Die Wände waren dicht mit funkelnden Edelsteinen besetzt, die auserlesene Bilder in den natürlichen Farben der Steine formten. An der Decke gruppierten sich winzige Glaskugeln, in denen jeweils ein Sonnenstrahl eingeschlossen war; sie verliehen dem prächtigen Saal einen zauberhaften Glanz. Auf dem Fußboden waren viele Kissen verteilt, und der Boden selbst bestand aus Gold, in das zahlreiche Szenen aus dem Leben und den Abenteuern der Biber eingraviert waren.

Während unsere Freunde die Herrlichkeit der Biberhalle bewunderten, sprach wieder der silberpelzige König mit seiner sanften Stimme:

„Ihr befindet euch jetzt unter dem tiefen Wasser, das durch unseren Damm entstanden ist, der vor vielen Jahren von den Bibern, die unsere Vorfahren waren, gebaut worden ist und bis heute besteht. Aber in all der Zeit

seiner Existenz sind die kleine Prinzessin und das Brutkastenbaby die ersten Menschen, die in unseren Feenpalast eingelassen werden. Euer Begleiter, meine Lieben, besteht nur aus Pfefferkuchen und lebt durch Feenmacht, was ihn zu einem passenden Gefährten der Feen auf der ganzen Welt macht.“

„Es war sehr gut von Euch, uns vor den Mifkets zu retten, und wir sind sehr dankbar,“ sagte das Mädchen.

„Ihr seid okay!“ fügte Chick nachdrücklich hinzu.

„Ich freue mich, jemandem so lieb und schön zu Diensten zu sein,“ entgegnete der König mit einer würdevollen Verneigung vor der Prinzessin, „und jemandem so lustig und freimütig.“ fuhr er an Chick gewandt fort. „Und jetzt, wenn ihr mir freundlicher Weise folgen wollt, zeige ich euch die Räume meines Palastes und stelle euch meinem Volk vor. Ihr müßt damit zufrieden sein, meine Gäste zu bleiben, bis ich eine Möglichkeit gefunden habe, euch in die Freiheit der Oberwelt zurückzubringen, in der zu leben ihr gewohnt seid.“

Er führte sie durch die prächtige Halle und entzückende Passagen entlang in verschiedene Räume. Manche waren groß und manche klein, aber alle waren äußerst schön, und Chick wunderte sich sehr über die Ausdehnung dieses Unterwasserpalastes, dessen Existenz niemand vermuten konnte, der oben im Wald neben dem Damm der Biber stand.

„Sehen alle Heime der Biber so aus?“ fragte das Kind.

„Keineswegs!“ antwortete der König und lachte leise. „Es sind normaler Weise Heime aus Schlamm, gemischt mit Holzstücken und den Blättern und Zweigen von Bäumen. Aber ich bin König der Biberfeen, die über die Geschicke der gewöhnlichen Biber wachen und sich um sie kümmern. Wir sind unsichtbar, selbst für Biber, und die Augen der Menschen können uns niemals sehen, es sei denn, daß wir es wie in eurem Fall erlauben. Diese Räume kommen euch verlassen vor, aber ich versichere euch, daß sie voll von vielen Biberfeen sind, die euch gerade jetzt mit großer Neugier betrachten.“

Beide Kinder fuhren auf, als sie dies hörten, und schauten hastig umher, aber ihr Blick traf auf nichts als die Palastwände, und der König lächelte gutmütig über sie.

„Bei unserem Bankett heute abend,“ sagte er, „werde ich euch erlauben, mein Volk zu sehen. Jetzt aber kommt bitte in den Musiksaal, wo ihr die harmonischen Weisen genießen könnt, die uns eines unserer hauptsächlichsten Vergnügungen bieten.“

Er führte sie in einen weiteren Raum, dessen Dach kuppelförmig war. Aus verschiedenen Punkten in dieser Kuppel ragten die Enden vieler silberner Röhren, und am Boden des Saales, direkt unter jeder der Röhren, befand sich jeweils eine Platte aus Glas oder Metall.

Der König lud seine Gäste ein, Platz zu nehmen, und drückte dann auf einen diamantenen Knopf an der Wand. Dies gestattete dem Wasser des Flusses über ihnen, langsam durch die silbernen Röhren zu sickern, und wenn es, Tropfen für Tropfen, auf die Platten darunter fiel, machte es Töne, die sehr süß und harmonisch waren. Die Metallplatten produzierten tiefe und resonante Töne, während die kleinen Glasplatten melodios klingelten, wenn die Wassertropfen auf sie fielen.

Weder Chick noch die Prinzessin erkannten die erste Melodie, die gespielt wurde, denn sie war von einem der Feenbiber komponiert worden, aber danach spielte der König „Home, Sweet Home“ für sie und „Annie Laurie“, und die Musik war so süß und sanft, daß das Mädchen erklärte, sie hätte sich nie vorgestellt, daß so entzückende Töne erzeugt werden konnten, und Chick verkündete, die Vorführung sei „okay“.

Dem Lebkuchenmann gefiel es ebenfalls, denn es war die erste richtige Musik, die er hörte, und sie beruhigte und labte ihn über alle Maßen.

Der Feenkönig war offenbar froh darüber, seinen neuen Freunden Vergnügen zu bereiten, und als die Prinzessin bemerkte, sie wüßte gern, was die Mifkets über ihr plötzliches Entkommen dachten, führte sie der Biber in den von ihm so genannten „Beobachtungsraum“. Darin stand eine viereckige Kiste, die mit schwarzer Seide drapiert war und an einer Seite ein Fenster hatte.

Indem er das Mädchen und ihre Gefährten vor dieses Fenster setzte, sagte der König:

„Ihr werdet jetzt sehen, was die Mifkets tun.“

Sofort zeigte sich in der Kiste ein Bild, und es schien, daß sie durch das kleine Fenster auf einen Teil des Waldes schauten, den sie kürzlich verlassen hatten. Da waren tatsächlich die Mifkets mit dem Schwarzen Ubu und dem Araber unter ihnen, und alle zankten und balgten miteinander in der üblichen Weise und versuchten zu bestimmen, was aus dem Lebkuchenmann und den Kindern geworden war.

„Sie sind ertrunken und liegen jetzt auf dem Grund des Flusses,“ sagte der Schwarze Ubu, und seine Worte gelangten so deutlich an ihre Ohren, als stünden sie neben ihm.

„Ich hoffe nicht,“ antwortete Ali Dubh, „denn ich hatte noch keinen Bissen von dem Lebkuchenmann, obwohl ich ihn gekauft und bezahlt habe.“

Dann wechselte die Szene, und sie sahen, wie Para Petz langsam die Seite des steilen Berges zu seiner Höhle hochkletterte. Es schien ihm nicht geschadet zu haben, daß er den Berg hinabgerollt war und ein Bad im Fluß genommen hatte, und sie bemerkten, daß er vor sich hin lachte und kicherte, als sei er sehr amüsiert.

„Das war ein schöner Kampf,“ hörte Hans ihn in der Bärensprache murmeln, „und ich bin mächtig froh, daß ich rechtzeitig da war, um die Prinzessin, Chick und den Delikatessenmann zu retten. Sie sind inzwischen bei den Bibern sicher genug, sagt das weiße Kaninchen!“ Dann lachte er wieder, und als er den Gipfel des Berges erreichte, ging er in seine Höhle und begab sich zur Ruhe.

Wieder wechselte die Szene, und die Prinzessin erblickte das offene Meer, auf dem das Boot schwamm, das ihren Vater und ihre Mutter sicher trug. Sie schienen sich ganz wohl zu fühlen, und das Mädchen freute sich zu sehen, daß sie genug Vorräte und Wasser für eine lange Reise in das Boot gepackt hatten. Obwohl der Mann klein war, zeigte er sich stark und zog kräftig an den Riemen, und die Frau steuerte das Boot in die richtige Richtung.

Unsere Prinzessin war sehr froh, dies zu sehen und zu wissen, daß Para Petz in Sicherheit war und daß ihre lieben Eltern den wilden Mifkets entkommen waren. Zusammen mit ihrem Freund Chick und dem Lebkuchenmann wanderte sie den ganzen Nachmittag durch den Palast und sah viele wundervolle Dinge, die die

Feenbiber für die Bequemlichkeit und Unterhaltung ihrer Gemeinschaft besaßen. Es war in der Tat eine eigene kleine Welt unter Land und Wasser, wo kein Sterblicher ihre Existenz erraten konnte.

Am frühen Abend geleitete sie der König zu einem prächtigen Bankettsaal, wo eine lange, niedrige Tafel in der Mitte stand. Das Geschirr war aus blitzendem geschliffenen Glas und die Gerichte stellten sich als die köstlichsten Speisen aus Pflanzen heraus, die auf dem Grund des Flusses wuchsen, zusammen mit Fischen, Hummern und Austern und vielen seltenen Süßigkeiten, die nur von der Magie der Feen geschaffen werden konnten.

Rings um die lange Tafel lagen Reihen seidener Kissen, aber als die Kinder und der Lebkuchenmann eintraten, schien im Raum außer ihnen und dem König niemand zu sein.

Seine Majestät der König der Feenbiber setzte sich auf ein Kissen am Kopf der Tafel und plazierte liebevoll die Prinzessin und Chick direkt an seine rechte Seite und Hans Teig an die linke. Dann blies er leise auf einer silbernen Pfeife, und sofort erschienen vor den Augen seiner Gäste Reihen von Feenbibern auf den Kissen um die niedrige Tafel.

Sie waren alle hübsch anzuschauen mit dem silbernen Fell weich wie Satin und großen dunklen Augen, die die Fremden freundlich und furchtlos betrachteten. Jeder trug an silbernen Schnüren um den Hals einen reich bestickten Umhang, der aus einem der Prinzessin unbekanntem Material exquisit gewebt und mit einem Emblem geschmückt war, das den Rang oder Stand des Trägers bezeichnete. Auch trug jeder Biber ein edelsteinbesetztes Krönchen auf dem Kopf, aber keines war so prächtig wie das Diadem ihres Königs.

Während unsere Freunde staunend auf die Feenbiber starrten, stellte der König sie vor, indem er sagte:

„Dies ist eine kleine sterbliche Prinzessin namens Jacquelin, die ich beschützt habe, weil ihr Herz so rein und unschuldig ist wie die Maßliebchen, die auf den Feldern wachsen. Dies ist Chick, auch als der Cherub bekannt, ein Brutkastenbaby ohne Verwandte, dem es aber nicht an Freunden fehlt. Und das ist Hans Teig, ein merkwürdiges Wesen, das die Gestalt eines Mannes hat und aus Lebkuchen gemacht ist. Er ist nicht gerade eine Fee, lebt aber durch die Magie eines Feenpräparats, bekannt als das ‚Große Elixier‘, ist deshalb nicht verantwortlich dafür, lebendig zu sein, und läuft Gefahr zu verderben, ehe er sehr alt wird. Jeder dieser Gäste ist, wie ich glaube, unserer Freundschaft und Protektion würdig, und ich vertraue darauf, daß mein Volk sich mir anschließt, sie in unserem Palast willkommen zu heißen.“

In Antwort auf die Ansprache des Königs erhoben sich alle Feenbiber graziös von ihren Kissen und verneigten sich dreimal – einmal vor der Prinzessin, einmal vor Chick und einmal vor Hans Teig. Dann setzten sie sich wieder und tranken auf die Gesundheit ihrer Gäste aus zierlichen Bechern nicht größer als Glockenblumen, die Wasser so rein wie Kristall enthielten. Dann, als das Bankett begann, trat ein Chor schwarzer Biber ein und sag ein hübsches Lied, und danach kamen andere Biber, so klein, daß die Prinzessin dachte, sie seien sehr jung, und tanzten ein Menuett zum Amusement der ganzen Gesellschaft.

Chick und die Prinzessin Jacquelin waren richtig hungrig, und obwohl die Kinder zuerst befürchteten, das Essen vor ihnen sei für sie nicht genießbar, kosteten sie ein paar der Speisen und fanden sie so köstlich, daß beide schließlich herzhaft aßen und hinterher meinten, sie hätten noch nie eine Mahlzeit so sehr genossen.

Natürlich hatte Hans Teig nicht das Vergnügen des Essens, aber er amüsierte sich gut, indem er der Musik lauschte und den Tänzern zuschaute; deshalb war er ganz zufrieden. Später unterhielt er die Gesellschaft mit der Geschichte seiner Abenteuer, seit er in der Bäckerei lebendig geworden war. Er redete in der Biber-sprache, so daß ihn alle verstanden, und selbst die Prinzessin konnte die meisten seiner Worte verstehen, denn die von ihr verzehrte Portion Lebkuchen hatte ihr etwas von der Macht des Großen Elixiers vermittelt. Die Feenbiber waren sehr interessiert und applaudierten laut dem Bericht.

Nach dem Essen wurde das Mädchen von sechs hübschen Feenbibern zu einem behaglichen kleinen Zimmer geführt, das mit rosa und weißen Muscheln, glatt wie Glas poliert, ausgeschmückt war. Es stand kein gewöhnliches Bett in dem Raum, aber die Biber häuften viele der weichen Kissen in einer Ecke auf, und dort legte sich die Prinzessin nieder und schlief ganz friedlich bis zum nächsten Morgen. Chick hatte ein Zimmer in Blau und Gold, in dessen vier Ecken parfümierte Fontänen ihren Sprühregen in die Luft stießen. Das leicht plätschernde Geräusch dieser Fontänen hätte jedes Kind zum Schlafen gebracht, aber Chick hätte genauso fest im offenen Wald geschlafen wie in diesem luxuriösen Zimmer.

Hans Teig hatte man auch ein Zimmer im Palast zugewiesen, aber weil er nicht schlief, brauchte er sich nicht hinzulegen und unterhielt sich während der Nacht damit, die schönen Bilder zu betrachten, die die Wände und Decken schmückten. Die meisten stellten die Arbeit von Bibern dar, die mit dem Bau von Dämmen und Häusern beschäftigt waren; Hans fand sie sehr interessant und verbrachte somit eine angenehme Nacht.

Bald nach Tagesanbruch kam der Biberkönig zu Hans und führte ihn zum Beobachtungsraum, wo er Chick und die Prinzessin vorfand – die bereits aufgestanden waren und ihr Frühstück beendet hatten –, wie sie ernst durch das Fenster der schwarzen Kiste starrten. Er trat auch an die Kiste, um die wechselvollen Bilder zu betrachten, und sah, daß der Wald so still wie gewöhnlich geworden war und der Araber und der Schwarze Ubu zum Dorf auf der Lichtung zurückgekehrt waren und nur ein paar Mifkets zurückblieben, um an den Seiten des Baches entlangzuwandern und den Wasserfall am Damm der Biber zu beobachten.

„Jetzt,“ sagte der Feenbiber zu dem Mädchen, „kann ich noch ein Übriges tun, um dir eine Freude zu machen. Nenn einen Wunsch, Prinzessin, und ich will ihn erfüllen.“

„Danke!“ rief sie eifrig. „Ich möchte zu meinen lieben Eltern, wo sie auch sein mögen.“

„Gut,“ erwiderte der König, „kommt mit.“

Er führte sie durch viele Flure, bis sie eine Art Tunnel erreichten, der sie zu einer felsigen Höhle unter dem Flußufer in einiger Entfernung vom Wasserfall gelangen ließ. Das Wasser des Flusses bedeckte zur Hälfte den Boden der Höhle, und auf dem sandigen Strand an ihrem Rand ruhte ein großer Glaszylinder, der an beiden Enden spitz zulief und oben eine Tür aufwies. An einem Ende der Glasröhre waren vierundzwanzig kräftige Biber angeschart, die bewegungslos dasaßen.

„Das Boot, in dem deine Eltern noch fahren, ist weit draußen auf dem Meer,“ sagte der König zur Prinzessin, „aber in diesem Unterseeboot wirst du von meinen schwimmenden Bibern so schnell gezogen, daß dir die Fahrt nicht lang vorkommen wird.“

„Sollen wir nicht mit der Prinzessin mitfahren?“ fragte der Lebkuchenmann.

„Es gibt in dem Boot nur Platz für eine weitere Person,“ erwiderte der König, „deshalb müssen der Cherub und du eurer Freundin Lebewohl sagen, damit sie ihre Eltern sicher erreicht, die sie so innig liebt.“

„Das tut mir leid,“ sagte Hans betrübt.

„Mir auch,“ erklärte die kleine Prinzessin, „denn du bist sehr gut zu mir gewesen, Hans Teig. Aber meine Eltern brauchen mich noch mehr als du, und es ist meine Pflicht, zu ihnen zu gehen.“

„Das stimmt,“ sagte Hans. „Leb wohl, kleine Freundin, und mögest du lange und glücklich leben.“

Chick sagte nichts, sondern umarmte das kleine Mädchen lange und fest und küßte es auf beide Wangen.

Der König öffnete jetzt die Tür auf der Oberseite des Zylinders und das Mädchen stieg hinein. Der Raum war gerade groß genug, um ihr zu gestatten, bequem zu liegen, und der Boden des Zylinders war dick mit weichen Kissen aus dem Palast gepolstert.

Als der König die Tür geschlossen und verriegelt hatte, gab er den vierundzwanzig Bibern ein Zeichen, und sofort stürzten sie sich ins Wasser, wobei sie das glänzende Unterseeboot nachzogen, und schwammen kraftvoll den Fluß hinunter. Sie schwammen deutlich unter der Wasseroberfläche und das Glasboot folgte ihnen, ohne den Boden zu berühren oder an die Oberfläche zu steigen.

Zuerst war die Prinzessin sehr von ihrer seltsamen Fahrt verwirrt, denn es schien, als drückte das Wasser von allen Seiten auf sie. Aber bald wurde ihr klar, daß sie in der Glasröhre ganz sicher war, und sie begann, neugierig die hübschen Gräser und Wasserblumen zu betrachten, die auf dem Grund des Flusses wuchsen, sowie die merkwürdigen Fische, die um sie herum schwammen.

Das Tempo der schwimmenden Biber war erstaunlich. Es dauerte tatsächlich nicht lange, bis sie die Mündung des Flusses erreichten und kühn hinaus ins Meer schwammen. Jacquelin hatte keine Vorstellung von der Richtung, die sie einschlugen, aber sie vertraute der Klugheit ihres Freundes, des Feenbibers, und hatte überhaupt keine Angst.

Und jetzt bekam sie wirklich Merkwürdiges zu sehen, denn der Seetang wies die schönsten Farbtöne auf, und es gab nicht nur große und kleine Fische aller Art, sondern prächtige Seeanemonen und Quallen, die anmutig auf allen Seiten des Bootes schwebten.

Die Fahrt dauerte lange, war aber keineswegs ermüdend, und dem Mädchen war gar nicht bewußt, wie weit sie durch das Meer gezogen worden war, als ein graues Objekt über ihr erschien und die Biber anhielten.

Langsam stieg der Glaszylinder an die Oberfläche der Wellen, und Jac sah neben sich das Boot mit ihren Eltern. Die Mutter des Mädchens sah auch zu ihrer großen Überraschung und Freude die Gestalt ihrer Tochter in dem Glasbehälter liegen, entriegelte sofort die Tür und half dem Kind, herauszukriechen und in das Boot zu klettern.

Als erstes küßte die kleine Prinzessin überglücklich Vater und Mutter und lehnte sich dann über den Rand des Bootes und verriegelte wieder die Tür des Zylinders.

„Sagt eurem König, daß ich ihm danke!“ rief sie den Bibern zu, indem sie sich in deren Sprache versuchte, und die intelligenten kleinen Geschöpfe müssen es verstanden haben, denn der Glaszylinder sank schnell unter Wasser und sie sah ihn nicht mehr.

Viele Tage fuhren die Prinzessin und ihre Eltern in dem Boot, bis sie schließlich zu einer anderen kleinen Insel kamen und es wagten, auf ihr zu landen. Sie stellten fest, daß es ein schöner Ort war, von keinerlei wilden Tieren bewohnt, und wo es einen Hain von Bäumen gab, die Feigen, Bananen, Datteln und viele andere köstliche Früchte trugen.

So bauten sie sich auf dieser Insel eine Hütte und lebten dort viele Jahre in Glück und Frieden.

16 Der Flug der Flamingos

Als die Prinzessin sie verlassen hatte, sagte Hans Teig zum König: „Was soll aus Chick und mir werden? Wir können nicht auf immer bei Euch bleiben.“

„Ich weiß nicht so recht,“ antwortete der Feenbiber. „Gibt es einen Ort, den ihr besonders gern besuchen möchtet?“

„Mir ist kein besonderer Ort bekannt,“ sagte der Lebkuchenmann.

„Es spielt keine Rolle, wo wir hingehen, solange wir nur weitergehen,“ fügte der praktisch veranlagte Chick hinzu.

„Ihr seid sehr liebenswürdig zu uns gewesen,“ fuhr Hans fort, „und wir können wohl auf Eure Freundschaft bauen. Da Ihr so wundervolle Feenmacht besitzt, werdet Ihr uns vielleicht helfen, diese Insel zu verlassen und wieder in die Welt zu gelangen, wo wir neue Abenteuer suchen können.“

„Es sei, wie ihr wünscht,“ versprach der König. „Aber mir muß erst eine Möglichkeit für euch einfallen, meinen Palast in völliger Sicherheit zu verlassen. Chick ist nicht in großer Gefahr, aber sollte der Schwarze Ubu oder der schreckliche Araber dich zufällig fangen, würden sie deinen Lebkuchen auf der Stelle in Stücke schneiden und du wärst hin. Aus diesem Grund wird es das beste für dich sein, die Insel so schnell wie möglich zu verlassen.“

Dem stimmte Hans sofort zu, und der König schwieg mehrere Minuten, wobei er tief nachdachte. Dann sagte er:

„Ich denke, es gibt eine Möglichkeit, dich zu retten, Hans Teig. Aber ich muß deine Erlaubnis haben, dich in neun Stücke zu schneiden.“

„Was werde ich denn noch sein, wenn ich zerstückelt bin?“ fragte Hans, von der Vorstellung beunruhigt.

„Hab keine Angst,“ sagte der Biber. „Ich verspreche, dich in deiner jetzigen Gestalt wiederherzustellen. Die Mifkets haben rings um den Damm Spione postiert, und wenn du versuchtest, von hier wegzugehen, würden sie dich bald entdecken. Deshalb will ich dich in neun Stücke schneiden, jedes Stück in ein Tuch hüllen und die Pakete von meinen Bibern auf verschiedenen Wegen auf die Bergspitze tragen lassen, wo Para Petz wohnt. Dort können der Bär und Chick dich wieder zusammensetzen, denn das Kind wird keine Schwierigkeiten haben, die Höhle des Bären zu erreichen. Wenn die neun Teile an ihren Plätzen sind, gebe ich dir ein magisches Mittel zu trinken; es wird deinen Körper so fest und stabil machen, wie er jetzt ist.“

„Aber wie können wir von der Insel wegkommen, nachdem wir Para Petz' Höhle erreicht haben?“ fragte Hans.

„Das Volk der Flamingos schuldet mir einiges,“ antwortete der König. „Du wiegst nicht viel. Deshalb will ich einen der Flamingos bitten, mit dir in ein andres Land zu fliegen. Um Chick zu tragen, werden zwei Vögel erforderlich sein, aber wenn das Kind keine Angst hat, wird die Reise vollkommen sicher sein.“

„Ich habe keine Angst,“ sagte Chick. „Mir ist alles recht.“

„Ich glaube, Euer Plan ist ausgezeichnet,“ erklärte Hans, „und wir beide sind Eurer Majestät für Eure Freundlichkeit sehr verbunden.“

Der König holte ein großes Messer, und mit der Hilfe Chicks, der an der Operation sehr interessiert war, schnitt er Hans Teig in neun Stücke. Diese wurden eingepackt und acht Biber wurden herbeigerufen, die acht der Pakete durch geheime Gänge zum Wald und dann den Berg hoch zur Höhle Para Petz' trugen. Das neunte Paket, das Hans Teigs Kopf enthielt, trug der König selbst, und obwohl die Mifket-Spione des Schwarzen Ubu die neun Biber bemerkten, welche Pakete den Berg hinauftrugen, schenkten sie ihnen wenig Beachtung, weil sie niemals vermuteten, daß auf diese seltsame Weise der Lebkuchenmann flüchtete.

Und Chick spazierte keck am Flußufer entlang und den Berg hoch, um Para Petz zu treffen, der das Kind erfreut umarmte und versuchte, dessen runde Wangen mit seiner rosa Gummizunge zu lecken. Die Mifkets waren von Chicks Auftauchen verblüfft und fragten sich, wo der Kleine hergekommen war, aber sie machten keine Anstalten, das Kind zu behelligen.

Bald darauf erreichte der Biberkönig die Höhle des Bären und legte das neunte Paket mit Hans' Kopf neben die anderen acht, die bereits angekommen waren.

„Was ist das alles?“ fragte Para Petz und betrachtete ganz überrascht die Pakete.

„Hab Geduld und du wirst schon sehen,“ erwiderte der König und dann wickelte er Hans' Kopf aus. Als der Bär ihn sah, stöhnte er auf und rief:

„Ach! Mein armer Freund hat ein trauriges Ende gefunden!“

„Nicht doch,“ antwortete Hans' Kopf. „Der Feenbiber hat mich zerschnitten, aber er hat versprochen, mich wieder zusammzusetzen, so daß ich so gut wie neu sein werde. Und du mußt uns assistieren, Freund Para.“

„Sehr gern!“ erklärte der Bär.

Dann stellten unter der Anleitung des Königs Para Petz und Chick Hans' Beine hin und setzten die Teile seines Körpers darauf und danach seinen Kopf auf den Körper. Hans rechnete damit, jeden Augenblick auseinanderzufallen. Denn er ähnelte genau einem Haus aus Klötzchen, das ein Kind baut, und jeder weiß, wie leicht das zerfällt, aber er hielt so still wie möglich und schließlich waren alle neun Teile an ihrem richtigen Platz.

Dann gab der König Chick eine kleines silbernes Fläschchen und sagte ihm, er solle den Inhalt Hans in den Mund gießen – genau zwischen die Kandiszähne. Dies konnte Chick tun, indem er auf den Zehen stand, und Hans trank das Mittel bis zum letzten Tropfen. Er schien zu fühlen, wie es seinen ganzen Lebkuchenkörper durchdrang und sich darin ausbreitete, und während es dies tat, schlossen sich die Schnittstellen wieder, und bald machte Hans einen Schritt vorwärts, besah sich und fand, daß er tatsächlich so gut wie neu war.

„Dieses Mittel ist ein großartiges Zeug,“ sagte er zum König. „Es ist fast so machtvoll wie das Große Elixier.“

„Es ist ein ausgezeichnetes Heilmittel für Schnittwunden,“ erwiderte der König, „und weil du so mürbe und unsubstantiell bist, gebe ich dir davon noch eine Flasche, damit du, wenn dir jemals ein Unfall zustößt, das

Mittel trinken und gesunden kannst.“ Er gab Hans ein zweites silbernes Fläschchen mit der wunderbaren Flüssigkeit, das Hans mit großer Dankbarkeit entgegennahm.

„Jetzt muß ich euch verlassen,“ sagte der König. „Die Flamingos haben versprochen, ihre kräftigsten Flieger zu schicken, um dich und das Brutkastenbaby in ein anderes Land zu bringen; deshalb glaube ich, daß ihr beide noch viele weitere Abenteuer erleben werdet.“

Chick und Hans dankten nochmals dem freundlichen Biber für alle Wohltaten, die sie empfangen hatten, und dann kehrten der König und seine Biber zu ihrem schönen Palast zurück und ließen den Lebkuchenmann und den fröhlichen Cherub sowie Para Petz auf der Bergspitze allein.

„Was ist aus der Prinzessin geworden?“ fragte der Bär.

Hans erzählte ihm die Geschichte ihrer Flucht, und Para sagte:

„Nun, ich bin froh, daß das liebe Kind zu seinen Eltern kommen konnte, aber diese Insel wird ohne sie ein trostloser Ort sein. Ich wünschte, ich könnte sie so leicht verlassen wie du und Chick.“

„Vielleicht,“ sagte Hans, „werden die Flamingos auch dich tragen.“

„Glaubst du?“ fragte Para gespannt.

„Ich frage sie, denn ich verstehe ihre Sprache,“ machte Hans ihm Hoffnung, und das erfreute den Gummibären so sehr, daß er vor Frohlocken auf und nieder hüpfte.

Kurz darauf waren vier große Vögel zu sehen, die sich näherten, und bald landeten sie dort auf dem Berg, wo unsere Freunde standen.

„Wir sind geschickt worden, um einen Lebkuchenmann und ein blondes Kind von dieser Insel zu tragen,“ sagte einer der Vögel mit piepsiger Stimme.

„Ich bin der Lebkuchenmann,“ erwiderte Hans, wobei er wie die Flamingos sprach, „und hier ist das blonde Kind. Aber wir wünschen uns auch, daß ihr unseren Freund Para Petz mitnehmt. Einer von euch kann mich tragen und zwei Chick. Dann bleibt einer übrig, um mit Para Petz zu fliegen, wenn ihr freundlicher Weise zustimmt.“

„Was, dieser monströse Bär?“ rief einer der Vögel entrüstet.

„Er ist groß, das stimmt schon,“ entgegnete Hans, „aber er ist aus Gummi und innen hohl, so daß er in Wirklichkeit nicht viel mehr wiegt als ich.“

„Nun,“ sagte der Flamingo, „wenn das der Fall ist, habe ich nichts dagegen, ihn zu tragen.“

Hans berichtete dieses Gespräch dem Bären, der über die Aussicht, von der Insel wegzukommen, überglücklich war.

An die Füße jedes Flamingos war ein kräftiges Seil gebunden worden, und Hans befestigte das lose Ende eines der Seile um seinen Körper, wobei er einen festen Knoten machte, damit es sich nicht wieder löste und ihn fallen ließ. Die zwei Seile an den beiden Vögeln, die Chick tragen sollten, wurden fest miteinander verknotet und bildeten dadurch eine Schaukel, auf der das Kind ganz bequem saß. Para Petz band sich selbst an den vierten Flamingo, und die Vorbereitungen waren abgeschlossen.

„Seid ihr bereit?“ fragte der Anführer der Flamingos.

„Ja,“ sagte Hans.

„Wo wollt ihr hingebracht werden?“

„Das ist uns ziemlich egal,“ erwiderte der Lebkuchenmann. „Fliegen wir zu einer Insel, wo es keine Mifkets gibt. Was Ali Dubh betrifft, so wird er gezwungen sein, bei seinem Freund, dem Schwarzen Ubu, zu bleiben, und wenn ich erst einmal von diesen Gestaden fort bin, kann er mich sicherlich niemals essen.“

So flogen die großen Vögel los und trugen mit sich den Lebkuchenmann, das blonde Kind und den Gummibären, und so schnell war ihr Flug, daß nach wenigen Minuten das Land der Mifkets außer Sicht war.

„Schöner Flug, nicht wahr?“ rief Chick Hans zu.

„Recht schön,“ antwortete der Lebkuchenmann. „Aber dieses Seil ist so eng, daß es eine Furche in meinen Körper macht.“

„Wie schade, daß du nicht aus Gummi bist wie ich!“ sagte fröhlich der Bär. „Nichts fügt mir jemals auch nur den geringsten Schaden zu. Ich bin praktisch unzerstörbar.“

„Wie kommst du zurecht, Chick?“ fragte Hans.

„Fein!“ antwortete der Cherub. „Das läßt Imars Flugmaschine glatt vergessen.“

Dann flogen sie eine Weile schweigend weiter und baumelten an den Enden ihrer Seile, während direkt über ihren Köpfen die starken Flügel der Flamingos die Luft mit regelmäßigen Schlägen peitschten.

17 Sport von der Pirateninsel

Die Vögel flogen dicht beieinander und sehr schnell, und nach ungefähr drei Stunden seit ihrem Start erschien genau vor ihnen eine Insel. Worauf Hans zu dem Vogel, der ihn trug, sagte:

„Laßt uns hier anhalten, damit wir uns die Insel ansehen können, ob sie uns gefällt. Dieses Seil schneidet in meinen Lebkuchenleib und ich möchte in jedem Fall für eine Weile haltmachen.“

„Na gut,“ antwortete der Vogel, und als sie sich über der Mitte der Insel befanden, ließen sich die Flamingos nach und nach sinken und landeten auf der Erde. Hans band das Seil um seine Taille los und half auch Chick und Para Petz, sich zu befreien. Der Bär war überhaupt nicht verletzt, aber in Hans' Körper hatte das Seil eine Furche geschnitten, obwohl sie nicht tief war, und irgendwie hatte der Lebkuchenmann einen weiteren seiner Bonbonknöpfe verloren.

Die Stelle ihrer Landung war mit Gras bedeckt und von Baumgehölzen umringt.

„Dies sieht wie ein hübsches Land aus,“ sagte Chick, wobei er sich umschaute.

„Es ist jedenfalls besser als unsere alte Insel,“ bemerkte Para Petz.

Aber während er noch sprach, stießen die Flamingos schrille Schreie aus und flogen schnell hoch, und als unsere Freunde sich umdrehten, sahen sie ein höchst seltsames Geschöpf aus dem Gehölz auf sie zukommen. Es hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit einem Mann, war aber zu eigenartig, um jemals für einen Menschen gehalten zu werden. Sein Rumpf war ein enormer Boxsandsack und sein Kopf ein Football-Ei. Als Beine hatte es zwei dieser Golfschläger, die „Putter“ heißen, und einer seiner Arme war ein Tennisschläger und der andere ein Baseballschläger. Das war gewiß merkwürdig genug, aber das Gesicht war noch merkwürdiger. Die Augen waren Golfbälle und die Nase ein Würfel Billardkreide und sein Mund ein bloßer Schlitz in dem Football, wo sich die Verschnürung gelöst hatte. Alles in allem stellte diese sonderbare Kreatur eine höchst überraschende Erscheinung dar, und während Hans Teig und Para Petz sie verwundert anstarrten, fragte Chick unerschrocken:

„Wer bist du?“

„Sport ist mein Name und Sport meine Natur,“ antwortete das Geschöpf, zwinkerte gräßlich mit einem Auge und grinste, bis sich sein sonderbarer Mund an beiden Enden des Schlitzes hochkrümmte.

„Sport,“ bemerkte ernst der Gummibär, „bereitet Vergnügen, deshalb bin ich sicher, daß dein Name falsch ist.“

„Ach! Du bist ein Ballon,“ versetzte Sport und trat mit einem seiner Golfschlägerbeine nach dem Bären, „das Kind ist ein Knallkopf und der andere eine Schrippe.“

„Ich bin keine Schrippe!“ rief Hans empört.

„Doch, bist du! Sogar eine verkohlte Schrippe. Erhitzte, verkohlte Schrippe. Kühl dich ab, alter Junge, und mach ein freundliches Gesicht.“

Hans war zu wütend, um auf diese Worte zu reagieren, aber Chick sagte zu der Kreatur:

„Wenn du weiter so unliebenswürdig bist, gehst du besser wieder. Wir legen keinen Wert auf den Umgang mit Leuten deiner Art.“

„Hoho! Haha!“ lachte Sport. „Keinen Wert auf Umgang, he? Wißt ihr, wo ihr seid?“

„Nein,“ sagte Chick, „und es ist mir egal.“

„Tja, diese Insel wird von Piraten und Banditen im Ruhestand bewohnt, denen jeder, der hier landet, schweres Lösegeld zahlen muß, sonst –“

„Sonst was?“ fragte Hans, als Sport verstummte und wieder schrecklich zwinkerte.

„Sonst kochen sie ihn drei Tage lang in Öl,“ lautete die Antwort.

„Nun,“ sagte der Bär, „wir können kein Lösegeld zahlen, soviel ist gewiß, aber ich habe keine Angst, in Öl gekocht zu werden. Ich bin praktisch unzerstörbar.“

„Aber ich nicht!“ rief Hans beunruhigt. „Es würde meinen Lebkuchen ruinieren, in Öl gekocht zu werden, und Chick würde zweifellos überhitzt. Ich fürchte, es würde auch deinen Gummi schmelzen, mein lieber Para.“

„Wirklich?“ fragte der Bär erschrocken. „Dann wollen wir sofort von dieser Insel weg!“

„Unbedingt!“ stimmte Hans Teig zu.

„Und je schneller, desto besser,“ erklärte Chick.

Aber als sie sich umwandten, um nach den Flamingos Ausschau zu halten, begann die Kreatur, die sich Sport nannte, mit dem Tennisschlägerarm auf ihren Sandsackkörper zu schlagen, und bei dem Geräusch kam ein Haufen Männer aus den Gehölzen und umringte schnell den Gummibären, Chick und den Lebkuchenmann. Diese Männer hatten große Bärte und stechende schwarze Augen und trugen rote Schärpen um die Taillen und geschnürte Leggings und blaue Flanellhemden, die am Hals offenstanden, und in ihren Gürteln steckten viele Dolche, Messer und Pistolen.

„Jippie jee-e-e-e!“ kreischten sie wie Indianer, und ihr Anführer, der noch häßlicher aussah als jeder seiner Gefolgsleute, rief:

„Paßt auf, meine Herzchens! Hier gibt's eine Chance für entweder ein schönes Lösegeld oder einen Kessel kochendes Öl!“

„Dann ist es das Öl,“ sagte Para Petz mutlos, „denn wir haben kein Lösegeld.“

„Ihr könnt ebenso gut gleich das Feuer anzünden,“ bemerkte Chick.

Aber Hans Teig trat auf den Piratenhauptmann zu und fragte:

„Wieviel Lösegeld verlangt ihr?“

„Na,“ antwortete der Hauptmann, „du selbst bist nicht viel wert, und das Kind ist zu klein, um zu zählen, aber ein feiner Gummibär wie der da ist zehn Silberdollar oder ein funkelndes Juwel wert.“

„Ich werde dir für ihn ein funkelndes Juwel als Lösegeld geben,“ sagte Hans, „vorausgesetzt, du erlaubst uns dann, in Frieden abzureisen.“

„In Ordnung,“ stimmte der Pirat zu, „reich den Klunker rüber und ihr könnt gehen.“

So ließ sich Hans von dem Hauptmann einen Dolch und polkte aus seinem Körper einen der drei Diamanten, die der Erfinder ihm auf der Insel Phriex geschenkt hatte. Er glitzerte wunderschön in der Sonne, und auch die Augen des Piraten glitzerten vor Gier. Denn er hatte zwei andere Narben in Hans' Lebkuchenkörper bemerkt, ähnlich der, aus der der Diamant herausgeholt worden war. Indem er den Diamanten in seine schmutzige Hand nahm, sagte er:

„Na, wo sind die anderen Edelsteine?“

„Du hast zugestimmt, diesen einen als Lösegeld zu akzeptieren,“ antwortete der Lebkuchenmann.

„Du hast mich falsch verstanden. Ich habe drei gesagt,“ verkündete der Pirat, und an seine Männer gewandt rief er: „Habe ich nicht drei gesagt, Jungs?“

„Hast du! Du hast drei Klunker gesagt!“ riefen die Piraten und Banditen außer Dienst in lautem Chor. Also holte Hans mit einem Seufzer des Bedauerns die beiden anderen Diamanten aus seinem Körper und gab sie dem Hauptmann.

„Jetzt,“ sagte der Pirat, „will ich euch erlauben zu gehen. Aber wo ihr hingehen könnt, ist mir ein Rätsel, denn ihr seid auf einer Insel.“

„Halt!“ rief ein anderer Mann, als sie sich zum Gehen wandten. „Jetzt müßt ihr mit mir einig werden. Ich bin der Banditenhauptmann und verlange auch ein Lösegeld.“

„Ich habe dem Piratenhauptmann alle Diamanten gegeben, die ich hatte,“ sagte Hans.

„Dann sollt ihr ganz gewiß im Öl kochen!“ rief der Bandit und schaute furchterregend drein. „Packt sie, Männer, und fort mit ihnen in den glühenden Kessel.“

Aber da ertönte Flügelgeflatter und die vier Flamingos kamen heruntergefliegen und segelten über die Köpfe der Gefangenen. Sofort packte der Bär das Ende eines Seiles und wurde von einem der Vögel hochgezogen. Hans Teig ergriff mit der rechten Hand den Fuß eines anderen Flamingos und wurde gleichfalls hoch über die Köpfe der erstaunten Piraten und Banditen getragen, während sich Chick gelassen in die Seilschaukel setzte, die von den zwei übrigen Vögeln baumelte, und schwebte mit bewundernswerter Anmut in den Himmel.

Derweil schüttelten die Räuber vor hilfloser Wut die Fäuste und schrien den entkommenen Gefangenen hinterher.

„Warte mal!“ rief Para Petz dem Flamingo zu, der ihn trug, denn er sah, daß sich genau unter ihm die Gestalt der schrecklichen Person befand, die sich Sport genannt hatte. Der Vogel gehorchte und blieb in der Luft schwebend stehen, und sofort rollte sich der Bär zu einer Kugel zusammen, ließ das Seil los und fiel zur Erde.

Der Gummiball stürzte schnell hinunter, prallte auf den überraschten Sport und schmetterte ihn flach auf den Boden. Dann sprang der Bär wieder hoch und packte erneut das Seil, das am Fuß des Flamingos hing.

„Gut gemacht!“ rief der Cherub, während die Piraten und Banditen herbeieilten, um dem hilflosen Sport beizustehen.

„Das war eine vortreffliche Tat, mein guter Para!“ sagte der Lebkuchenmann.

„Ach, ich bin eben ein Springer!“ antwortete stolz der Bär. „Aber wir wollen von diesem gräßlichen Ort so schnell wie möglich weg!“

So flogen die Flamingos mit ihnen rasch über das Meer, und Hans Teig merkte, daß er leichter reiste, wenn er sich am Fuß des Vogels festhielt, als wenn das Seil um seinen Körper gebunden war. Chick flog auch völlig bequem, aber Para Petz war gezwungen, das Seil ein paarmal um seine fette Tatze zu schlingen, damit es nicht aus seinem Griff rutschte.

18 Langland und Kurzland

Nach einem langen, gleichmäßigen Flug erreichten die Vögel eine andere Insel, größer als die erste und viel schöner. Die Abenteurer blickten auf grüne Täler und weinbedeckte Hügel, auf prächtige Wälder und Felder mit wogendem Getreide hinunter. Aber außer verstreuten Bauernhäusern sahen sie keine Städte oder Dörfer, bis sie sich über der genauen Mitte der Insel befanden, wo sich ihnen der seltsamste Anblick bot.

Die Insel war von einer hohen und starken Steinmauer in zwei Hälften geteilt; diese Mauer verlief von Ozean zu Ozean exakt durch die Mitte des Landes. Im Zentrum der Insel wurde die teilende Mauer von einem großen Schloß unterbrochen, das auf beide Seiten der Mauer schaute und viele imposante Türme und Türmchen hatte, die sich hoch in die Luft erstreckten. Auf der Ostseite der Mauer nahe beim Schloß standen viele hohe und schmale Gebäude, von denen sich manche bis zu drei oder vier Stockwerken erhoben. Die Fenster dieser Gebäude waren hoch und schmal und die Türen waren hoch und schmal und die Schornsteine waren hoch und schmal. Es war der Größe nach durchaus eine Stadt, aber die Häuser sahen aus, als ob sie alle auf Stelzen stünden, und die Straßen waren gleichfalls schmal.

Auf der Westseite der Mauer lag beim Schloß auch eine Stadt, aber von ganz anderer Art. Denn die Häuser waren niedrig, keines hatte mehr als ein Stockwerk, und ihre Fenster und Türen waren so breit und niedrig, daß sie weiter als hoch waren. Die Städte auf beiden Seiten der Mauer waren hübsch und gut gebaut, und es gab verstreut viele schöne Parks und Erholungsplätze.

Unsere Freunde hatten nicht viel Zeit, diese Dinge näher zu betrachten, denn auf Hans' Bitte landeten die Flamingos oben auf der großen Mauer nahe bei einem Eingang zum Schloß.

„Wir müssen euch jetzt verlassen,“ sagte einer der Vögel, „denn wir sind gezwungen, wieder nach Hause zu eilen. Aber ich habe keinen Zweifel, daß ihr in diesem schönen Land ganz sicher seid.“

„Lebt wohl,“ sagte Hans, „und vielen Dank, daß ihr uns hergebracht habt.“

Chick und der Bär dankten ebenfalls den freundlichen Flamingos, und dann flogen die Vögel hoch und verschwanden bald.

„Was für ein schöner Ort zum Springen!“ sagte Para Petz, wobei er sich über den Rand der Mauer bei den hohen Häusern beugte und auf die Straße hinabschaute.

„Das ist ein ganzes Stück hinunter,“ sagte Chick. „Du solltest besser vorsichtig sein.“

„Unsinn!“ versetzte der Bär verächtlich. „Je höher die Mauer, desto schöner der Sprung.“

Mit diesen Worten wurde er zur Kugel und rollte von der Mauer. Hans und Chick lehnten sich über den Rand und sahen, wie der Gummibär tief unten auf das Pflaster fiel und dann wieder hochsprang. Als er auf gleicher Höhe mit dem Mauerrand war, streckte er die Pfoten aus, packte den Steinrand und zog sich neben ihnen hoch.

„Großartig – stimmt's?“ fragte er stolz.

„Ja, aber ich rate dir, vorsichtig zu sein,“ sagte der Lebkuchenmann. „Wir wissen nichts über die Leute, die in diesem Land leben, und wenn du zufällig die Mauer nicht packst, würdest du ein Gefangener werden und in der Gewalt derjenigen sein, die dich gefangen haben.“

„Das ist wahr,“ räumte der Bär ein. „Ich werde vorsichtiger sein, bis wir uns besser auskennen. Was sollen wir jetzt machen?“

„Versuchen wir, einen Weg in das Schloß zu finden,“ schlug Chick vor. „Es ist die einzige Möglichkeit, von dieser Mauer wegzukommen, denn ich kann nicht springen wie du, Para Petz.“

„Ich auch nicht,“ fügte Hans hinzu. „Wie seltsam, daß die Insel durch diese große Mauer geteilt ist! Und wie merkwürdig, daß auf der einen Seite alles kurz ist und auf der anderen alles lang! Aber vielleicht können die Leute im Schloß das alles erklären.“

Sie gingen auf der breiten Mauer zum Schloß und kamen bald zu dem großen Eingangstor, dessen eine Pfört-
nertür offenstand, als ob sie zum Eintreten einlud.

„Sollen wir hineingehen?“ fragte Hans zögerlich.

„Natürlich,“ entschied Chick prompt. „Wozu ist es gut draußenzubleiben, wenn die Tür offen ist?“

So gingen sie durch die Tür und betraten eine hohe, gewölbte Halle, die aus Blöcken erlesenen Marmors errichtet war, was ihr eine großartige und majestätische Erscheinung verlieh. Eine kleine Treppe führte nach oben und eine große abwärts zu den unteren Stockwerken des Schlosses, aber niemand begegnete ihnen, deshalb beschlossen sie, die Treppe nach unten zu nehmen.

„Offenbar haben sie uns nicht erwartet,“ bemerkte Para Petz.

„Das muß das Schloß des Herrschers oder Königs sein,“ erwiderte Hans, „und vielleicht ist die königliche Familie beim Essen oder der König hält hof.“

Aber am Fuß der Treppe fanden sie die Flure und Zimmer so verlassen wie nur möglich, und ihre Schritte hallten hohl auf den gefliesten Fußböden.

Die Einrichtung des Schlosses war unbeschreiblich prächtig und die Behänge und Bilder an den Wänden waren von außerordentlicher Schönheit. Alles befand sich in perfekter Ordnung, doch der Palast schien völlig menschenleer zu sein.

Nachdem sie die Räume in diesem Stockwerk besichtigt hatten, fanden sie eine andere Treppe aus poliertem weißen Marmor mit kunstvoll gemeißelten Balustraden. Auch diese stiegen sie hinunter und entdeckten, daß die Räume im unteren Stockwerk sogar noch prächtiger waren als diejenigen, die sie bereits gesehen hatten.

Den gesamten mittleren Teil des Schlosses nahm eine große Marmorhalle ein, die eine gewölbte Decke hatte sowie Fenster, die ebenso auf die hohe Stadt im Osten der Mauer wie auf die niedrige Stadt im Westen schauten. Es gab auch große Türen, durch die man von beiden Seiten der Mauer hereinkommen konnte, aber diese Türen waren geschlossen.

Sie waren jedoch nicht *verschlossen* und Hans sagte zu seinen Gefährten: „Wir wissen weder etwas über die Besitzer dieses Schlosses noch über die Leute, die auf beiden Seiten der großen Mauer wohnen. Sie können sich entweder als unsere Feinde oder als unsere Freunde herausstellen, deshalb rate ich, vorsichtig zu sein,

bis wir wissen, welche Behandlung wir von ihnen erwarten können. Zwei von uns sollten hierbleiben, während der dritte kühn in die Städte geht und Erkundigungen einzieht.“

„Ich gehe,“ sagte Chick.

„Nein, wirklich; du bist zu jung und zu klein,“ widersprach Para Petz.

„Aber ich bin einfach ein normales Kind, während du ein Gummibär bist und Hans Teig ein Lebkuchemann,“ sagte der Cherub. „Man würde sich nichts dabei denken, daß ich hier bin, aber wenn einer von euch geht, gibt es wahrscheinlich Schwierigkeiten.“

„Der Cherub ist klug für jemanden so jung,“ stellte Hans fest. „Deshalb werden wir das Kind die Städte besuchen und uns davon berichten lassen. Da wir das Schloß unbewohnt vorgefunden haben, werden wir uns erlauben, es in Anspruch zu nehmen, bis unser kleiner Freund zurückkommt.“

So öffneten sie eine der großen Türen und Chick ging beherzt hinaus auf die Hauptstraße der hohen und schmalen Stadt im Osten.

Vor dem Eingang schritt ein Soldat auf und ab, als ob er sie von außen bewachte; er war mehr als zwei Meter groß, aber so außerordentlich dünn und schlank, daß es wirklich schien, eine unbekannte Kraft habe ihn in die Länge gezogen. Aber Chick bemerkte, daß alle Leute auf den Straßen dieser Stadt genauso groß und dünn wie der Soldat waren, und er begriff schnell, warum die Türen und Fenster ihrer Häuser so einzigartig hoch und schmal gebaut waren.

Der Soldat schien überrascht zu sein, als der Cherub aus dem verlassenen Schloß kam, aber er nahm seine hohe Mütze ab und verneigte sich höflich. Seine Uniform war aus blauem Tuch mit Messingknöpfen.

„Was für ein Ort ist das hier?“ fragte Chick.

„Dies, wunderschöner Fremdling, ist das großartige Langland,“ antwortete respektvoll der Soldat. „Und dies ist die großartige Stadt Langa, welche du vor dir siehst, und die großartigen Leute, die du erblickst, heißen Langländer, und ich vermute, daß es kein Land und keine Stadt und kein Volk so großartig und wundervoll auf der ganzen Welt gibt.“

„Wie heißt das Schloß?“ fragte das Kind.

„Wir nennen es das Schloß Langkurz,“ sagte der Mann. „Es war die Residenz des früheren Königs von Langkurz, der sowohl über unsere großartige Nation als auch über die armseligen Geschöpfe herrschte, die auf der anderen Seite der Mauer hausen.“

„Aber wo ist euer König jetzt?“ fragte Chick. „Das Schloß ist leer.“

„Das Schloß ist zur Zeit freilich unbewohnt, denn unser König ist schon lange tot,“ erwiderte der Soldat.

„Aber wir erwarten geduldig die Ankunft seines Nachfolgers. Es gibt eine Prophezeiung, daß unser nächster Herrscher ein König sein wird, der weise und gerecht ist, aber nicht aus Fleisch und Blut besteht, und obwohl das unmöglich zu sein scheint, hofft unser Volk, daß sich die Prophezeiung eines Tages erfüllt.“

„Aber warum macht ihr nicht jemanden aus eurem Volk zum König?“ fragte Chick.

„Weil die Insel in zwei Hälften geteilt ist und ein König muß über beide Seiten der Mauer herrschen,“ erwiderte der Mann. „Natürlich werden wir nicht jemandem von den verächtlichen Kurzen erlauben, uns zu

regieren, noch werden sie bereit sein zu gestatten, daß einer unserer edlen Langen über sie herrscht. Deshalb müssen wir bis zur Ankunft des weisen und gerechten Herrschers, der weder Fleisch noch Blut ist, ohne König auskommen.“

„Wer sind die Kurzen?“ fragte das Kind.

„Ich habe sie niemals gesehen, mein Lieber, denn die große Mauer scheidet sie von unserer höherstehenden Nation,“ sagte der Soldat, „aber es heißt, daß sie klein, gedrunken und sehr unangenehm sind. Sie leben auf der anderen Seite der Insel.“

„Danke für die Information,“ sagte Chick, wandte sich um und ging wieder ins Schloß.

„Was hast du herausgefunden?“ fragten Hans und Para Petz gleichzeitig.

Das Kind berichtete ausführlich von dem Gespräch mit dem langen Soldaten und sagte dann:

„Jetzt gehe ich in die andere Stadt und finde heraus, was die Leute auf dieser Seite der Mauer zu sagen haben.“

So öffneten Hans und Para die Tür auf der anderen Seite der überwölbten Halle und der Cherub ging hinaus und traf wieder auf einen Soldaten, der vor dem Schloßeingang Wache zu stehen schien. Er trug eine rote Uniform mit silbernen Knöpfen und war die kleinste und fetteste Person, die Chick je gesehen hatte. Aber sein breites Gesicht lächelte und zeigte einen gutmütigen Ausdruck, und er nahm anstandslos vor dem Brutkastenbaby seine flache Mütze ab.

„Welches Land ist das hier?“ fragte das Kind.

„Dies, Liebreizendster, ist das vorzügliche und großartige Kurzland,“ erwiderte der Mann, „und diese prächtige Stadt, die du siehst, heißt Kurza, und unser herrliches Volk sind die Kurzländer.“

„Wie heißt das Schloß?“ fragte Chick neugierig.

„Es ist das Schloß Kurzlang, bewohnt von unserem König – wenn wir einen haben –, der auch über die armen Barbaren herrscht, die außerhalb unseres Paradieses auf der anderen Seite der Mauer leben.“

„Wann erwartet ihr einen neuen König zu haben?“ fragte der Cherub.

„Wann immer einer kommt, der weise und gerecht und nicht aus Fleisch und Blut ist,“ entgegnete der Mann.

„Wir haben eine Legende, daß uns solch ein König regieren wird, aber ich für mein Teil glaube nicht, daß es auf der ganzen Welt eine Person gibt, auf die diese Beschreibung paßt.“

„Vielleicht doch,“ behauptete Chick, der daran dachte, daß die Beschreibung genau auf Hans Teig paßte.

„Oh, natürlich kann es jemanden geben,“ stimmte der Mann herzlich zu, „und wenn es ihn gibt und er kommt auf unsere Insel, wird jeder auf beiden Seiten der Mauer ihn als König begrüßen.“

Als er die Straßen der Stadt Kurza entlangschaute, sah Chick, daß alle Leute so klein und fett wie dieser Soldat waren und daß sie wie Enten watschelten, wenn sie gingen. Aber sie schienen emsig wie Bienen im Stock und glücklich und zufrieden zu sein; deshalb konnte das Kind nicht entscheiden, welches das bessere Land war – das der kurzen oder das der langen Leute. Beide Städte schienen wohlhabend zu sein und die Insel war auf beiden Seiten der Mauer bezaubernd schön.

Es mag dem Leser seltsam vorkommen, daß keiner der Soldaten, mit denen Chick gesprochen hatte, den Versuch machte, das Kind zu befragen. Aber später fanden unsere Freunde heraus, daß eines der geltenden Gesetze der Insel den Leuten verbot, sowohl Fremden als auch den Bewohnern auf der anderen Seite der Mauer Fragen zu stellen. Ihnen war jedoch nicht verboten, jede Frage zu beantworten, die an sie geziemend gerichtet wurde, und von Natur aus waren sowohl die langen wie auch die kurzen Leute äußerst höflich und zuvorkommend.

Chick befand, daß dieses merkwürdige Gesetz an dem Unverständnis zwischen den zwei Nationen Schuld hatte, denn da kein Land irgendetwas von dem anderen wußte, war ein Gefühl gegenseitiger Verachtung und Gleichgültigkeit zwischen ihnen entstanden.

19 König Teig und sein Hofstaat

Nach dem Gespräch mit dem Soldaten ging Chick in die Schloßhalle zurück und erzählte Hans Teig und Para Petz, was der Mann gesagt hatte.

„Sie erwarten alle einen weisen und gerechten Herrscher, der nicht aus Fleisch und Blut ist,“ berichtete der Kleine, „deshalb denke ich, daß es deine Sache ist, Hans, diese Insel zu regieren“

„Ich bin überrascht,“ sagte Para Petz, „daß sie nicht einen König bevorzugen, der aus reinem Kautschuk besteht und springen kann. Aber wenn sie statt meiner Hans Teig wollen, bin ich bereit, zu seinen Gunsten zurückzustehen.“

„Du sollst mein Chefratgeber sein,“ erwiderte Hans; „ich behalte mir nur das Recht vor, zu tun wie es mir gefällt, wenn ich deine Ratschläge nicht mag.“

„Das ist vollkommen fair und vernünftig,“ erklärte Para Petz, „und ich danke dir für die Ehre, die du mir erweist.“

„Ich werde Chefbuliwag sein,“ sagte Chick feierlich.

„Was ist das?“ fragte Hans.

„Das ist der, der über den Herrscher herrscht,“ sagte der lächelnde Cherub. „Also benehmt euch anständig – du und dein Chefratgeber – und ihr werdet beide finden, daß ich mein Geschäft verstehe.“

Darauf führte das Kind Hans Teig zum Ankleidezimmer des Königs und suchte in den Schränken herum, bis eine feine Hermelinrobe, eine Krone und ein Zepter entdeckt wurden. Die Krone war infolge mangelnden Gebrauchs ein bißchen angelaufen, aber die Edelsteine in ihr funkelten noch hell, also setzte sie der Bär auf Hans' Lebkuchenkopf und gab ihm das Zepter in die rechte Hand. Chick drapierte die Hermelinrobe derart um ihn, daß das Fehlen der linken Hand nicht zu sehen war, und dann führten sie den Lebkuchenmann in die große Halle und setzten ihn auf den Königsthron.

Er hätte vielleicht würdevoller ausgesehen, wäre seine Nase nicht schlimm lädiert gewesen und hätte sein linkes Auge nicht so locker in der Höhle gesessen, daß es in jede Richtung außer der korrekten rollte; die Robe verdeckte jedoch die Tatsache, daß seine Hemdbrust verschmutzt und rissig war und daß mehrere Bonbonknöpfe während seiner kürzlichen Abenteuer abgebrochen waren. Aber königliche Roben und eine königliche Krone verdecken viele Defekte, und als Para Petz und der Cherub zurücktraten und einen kritischen Blick auf ihren Freund warfen, waren sie ganz stolz auf seine königliche Erscheinung.

Als alles fertig war und Hans auf dem Thron saß, ging Chick zum Westtor der Schloßhalle und riß es auf, und im selben Moment öffnete Para Petz weit das Osttor. Dann riefen sie gleichzeitig dem Volk zu:

„Der König ist eingetroffen! Kommt in das Schloß, alle ihr Langländer und Kurzländer, und begrüßt den neuen Herrscher auf gebührende Weise!“

So strömten die großen und dünnen Leute zur einen Tür herein und die kleinen und fetten zur anderen, und alle starrten voller Scheu und Ehrerbietung auf die seltsame Gestalt des Lebkuchenkönigs, der gewiß nicht aus Fleisch und Blut war, aber ohne weiteres ein weiser und gerechter Herrscher sein mochte.

Es wurden keine Zweifel laut, daß die Prophezeiung erfüllt war; so verbeugten sich alle ergeben vor Hans, welchen Chick den Untertanen mit schriller, kindlicher Stimme als „König Teig der Erste, Herrscher der Zwillingsreiche Langland und Kurzland“ vorstellte.

Danach gab es Festessen und Lustbarkeiten in beiden Städten und Hans veranstaltete auf beiden Seiten der großen Mauer eine königliche Prozeßion, wobei er überall mit Rufen enthusiastischer Freude empfangen wurde.

Der Lebkuchenmann stellte sich als ein sehr erfolgreicher Herrscher heraus, und da weder er noch Para Petz etwas aßen und Chick zu einer Diät von Haferflocken und Sahne zurückkehrte, waren die Aufwendungen des Königs sehr gering und er war nicht gezwungen, sein Volk zu besteuern, um seinen Hofstaat zu erhalten.

Eines der ersten Gesetze, die er erließ, bestimmte, daß bei Todesstrafe niemand in den beiden Nationen Lebkuchen, der älter als drei Tage war; essen durfte; dies bewahrte ihn davor, jemals in Gefahr zu geraten, wenn er in dem einen oder anderen Land reiste.

Ferner engagierte er eine fette kleine Frau aus Kurzland, ihm eine neue Lebkuchenhand mit fünf ausgezeichneten Fingern zu backen. Sie machte auch Lebkuchenflicken, um sein abgebrochenes Ohr, seine zerbröselte Nase und seinen beschädigten Schuhabsatz zu reparieren, ebenso ein Paar schöne neue Rockschöße, und als die Hand und alle diese Ausbesserungen dort saßen, wo sie hingehörten, trank Hans das Heilmittel aus der silbernen Flasche, die der Feenbiber ihm geschenkt hatte, und sofort wurde der neue Lebkuchen Teil seines Körpers und er war so perfekt wie am Tag, an dem er Monsieur Jules' Bäckerei verlassen hatte.

Die Frau besserte auch seinen Zuckergußüberzug aus und befestigte ein paar neue Bonbonknöpfe an seiner Weste, wodurch Hans eine so ordentliche und respektable Erscheinung bot, daß sein ganzes Volk sehr stolz auf ihn war.

Para Petz wurde auch ein großer Liebling in den beiden Städten, und die großen und kleinen Leute sahen ihn sehr gern auf der hohen Mauer stehen, die die beiden Nationen trennte, von der er zur Erde springen und sofort wieder zu seinem Platz auf der Mauer hüpfen würde. Er war immer gutmütig und fröhlich und gewann die Herzen der Langländer, indem er sich über die Kurzländer lustig machte, und anschließend entzückte er die Kurzländer, indem er über die Langländer spottete.

So lebte Para Petz glücklich, und er blieb zahllose Jahre der enge Freund und Gefährte König Teigs des Ersten, des populären und würdigen Herrschers von Lang- und Kurzland.

Die Aufzeichnungen des Reiches sagen sehr wenig über Chicks spätere Geschichte; sie erwähnen nur die Tatsache, daß der wertvollste Mitarbeiter des Königs der Chefbuliwag war, der zum besonderen Liebling aller Einwohner der Insel heranwuchs.

ENDE

<http://www.joergkarau-texte.de/>